

Hornsche Volks- und Jugendbibliothek. Nr. 132.

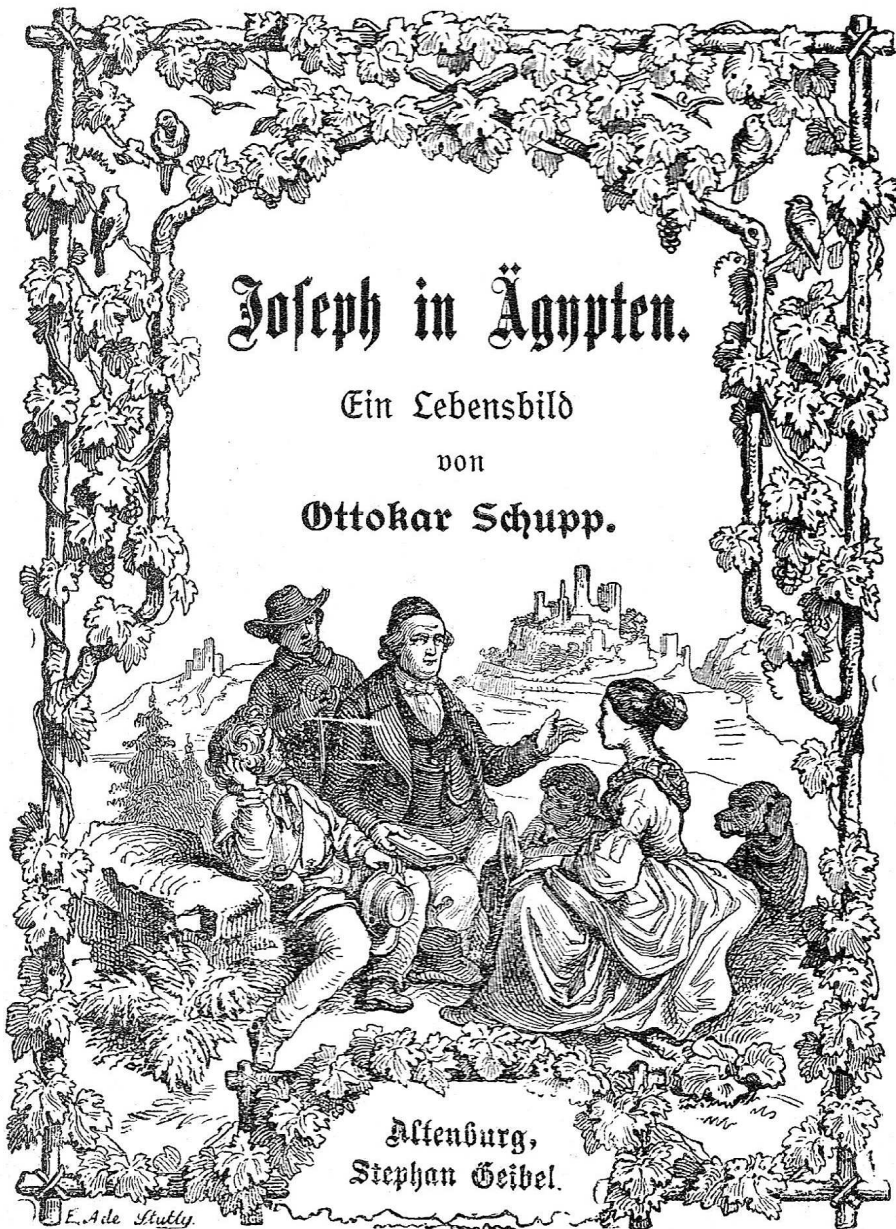
Unverkürzte Originalausgabe.

# Joseph in Ägypten.

Ein Lebensbild

von

Ottokar Schupp.



Altenburg,  
Stephan Geibel.







Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

# Joseph in Ägypten.

---

Ein Lebensbild,  
der deutschen Jugend und dem Volke dargestellt

von

Ottokar Schupp.

---

Mit vier Abbildungen.

---

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagsbuchhandlung.

1883.

Philadelphia

bei Schäfer & Koradi.

Alle Rechte vorbehalten.

## Im Gefängnis.

### I.

Die Geschichte Josephs ist eine der lieblichsten und zugleich fesselndsten, die uns in den heiligen Büchern des alten Bundes entgegentreten. Sie birgt eine Fülle von Poesie, die gemeinsam Gemüt und Phantasie packt. Liegt doch auf jedem Jugendleben, es mag so gering sein, wie es will, ein poetischer Hauch, und ist doch jeder taufrische Frühlingmorgen an sich schon ein Gedicht. Aber hier wird uns nicht bloß die wunderbar reine und edle Jünglingsgestalt Josephs vorgeführt, sondern auch der Frühmorgen eines Volkes dargestellt, das bedeutsam in die Geschichte der Menschheit eingegriffen hat.

Sa jugendfrisch und morgenschön tritt sie vor uns, diese schönste aller Erzählungen, wie sie viele genannt haben. Sie weckt die süßesten Erinnerungen unserer Kindheit, in deren Träume sich die Gestalten dieser Geschichte verwebt haben; aber auch das Alter, wenn es sich den unverdorbenen, kindlich reinen Sinn für alles Edle, Hohe und Göttliche bewahrt hat, liebt sie immer wieder mit neuer Freude.

Wenn wir nun in diesem Büchlein die Geschichte Josephs einmal mehr nach unserer Art erzählen wollen, so wird es notwendig sein, eine der ältesten Kulturstätten der Menschheit aufzusuchen.

Das alte Ägypten ist der Schauplatz der Entwicklung Josephs.

Es war damals noch ungemein früh morgens in der Geschichte der Welt. Bei den meisten Völkern der Erde herrschte noch ganz die Nacht. Nur hier und da dämmerte es.

Selbst das später sich so stolz entwickelnde Europa lag noch in der vollen Finsternis der Wildnis. Europa hat wohl den Ruhm, das Kulturleben zu seiner höchsten Höhe gebracht zu haben, aber die Anfänge der Kultur hatte es nicht. Dieselben finden sich in den Ebenen des Euphrat und Tigris und in der nordöstlichen Ecke Afrikas.

Besonders alt und bedeutsam ist die Kultur Ägyptens.

Dort blühte eine Industrie, die nach Aussprüchen gültiger Richter sich mit der unsrigen in Vergleich setzen konnte, und von hochgebildeten Leuten wurden Künste und Wissenschaften gepflegt zu einer Zeit, als die später geistig so hervorragenden Völker als halbnaakte Barbarenhorden umherirrten und mit Keule und Speiß bewaffnet durch Jagd und Fischfang kümmerlich ihr Dasein fristeten. Dort wurde ein Ackerbau getrieben, der heute noch nicht übertroffen ist und das Land in einen wohl begrenzten, reich bewässerten Garten umwandelte, zu einer Zeit, als es noch Jahrhunderte währte, bis in den Urwäldern Europas der erste kultivierende Artischlag erklang.

Uns sind Rom und Athen, die ja später Ägypten weit überflügelten, schon sehr alte Städte; aber in den Ebenen Attikas, wo sich hernachmals die Herrlichkeit Athens aufbaute, weideten noch wilde Ziegenherden, und auf den sieben Hügeln des weltbeherrschenden Roms heulten noch die Wölfe des Apennins, als schon am Nil uralte, volkreiche Städte blühten mit den großartigsten Bauten und Tempeln. Noch älter als Rom und Griechenland ist ja das Volk

Israel, aber die Stammväter Israels zogen mit ihren Herden noch heimatlos umher, als Ägypten schon ein mächtiges Reich mit einem durch kluge Gesetzgebung geordneten Staatswesen bildete.

Die frühe Kultur Ägyptens war eine gottgewollte. Gott wünschte einen tüchtigen Lehrmeister für die Völker. Ägypten ist dieses auch in reichem Maße geworden, indem dort noch stets die Wurzeln alles späteren Kulturlebens entdeckt werden. Gott wünschte aber auch, und das ist noch mehr, für sein eigenes Volk, für Israel, für das Volk seiner Wahl und seiner besonderen Gnade und Führung, wenn man so sagen darf eine Art Pension, wo das Völkerkind nicht bloß wie von einer nährenden Amme gehegt und gepflegt und zu stattlicher Gestalt großgezogen werden könne, sondern wo ihm auch zugleich aller nötige Unterricht erteilt werden konnte.

Das wilde Nomadenleben taugte nicht länger für Israel, wie das allzulange Tollen auf dem Spielplatz nicht taugt. Das Nomadentum macht roh und unwissend. Wir merken es an den Brüdern Josephs. Sie sollten von den Weidenstrüpfen hinweg, wie die Kinder in die Schule, in ein geordnetes Staatswesen hinein, um als friedliche Landbauer Sinn für Ordnung, Gesetz, Kunst und Gewerbe zu bekommen, daß sie nicht hinter den anderen Völkern zurückblieben.

Aber wenn Ägypten für die äußere Bildung und Pflege und den Unterricht in weltlichen Dingen Sorge tragen sollte, so hatte Gott den Religionsunterricht bei seinem Volke sich selbst vorbehalten und hat ihn auch stets allein erteilt.

In Joseph sehen wir indessen nach dem Plane Gottes das Bindeglied zwischen Israel und Ägypten. Seine Schicksale sind es, die den zwölf Stämmen das Pensionat öffnen,

indem dieselben durch ihn in die prächtigen Wohnsitze des reichsten Teiles von Ägypten, ins Land Gosen, geführt wurden. Er ist einer der größten Wohltäter seines Volkes geworden.

Doch seine Sendung hatte noch ein weiteres Ziel. Joseph sollte seinem Volke, das jetzt mitten hinein in ein heidnisches Gözenland geführt wurde, ein herrliches Beispiel geben, wie man mitten unter einem überwuchernden Kulturleben und mitten unter dem Glanz des Götterdienstes die Reinheit der Sitte und den frommen Glauben der Väter bewahren kann.

Sein Leben hat auf diese Weise für alle Zeiten, natürlich auch für uns etwas Vorbildliches. Denn auch unser Volk und unsere Jugend hat sich die Aufgabe zu stellen, bei dem stets entschiedener hervortretenden Heidentum der modernen Kultur und dem blendenden Glanz, den sie verbreitet, Sitteneinfalt und kindlichen christlichen Glauben zu bewahren und an den Offenbarungen Gottes in der heiligen Schrift festzuhalten.

Joseph ist der unter schweren Kämpfen erprobte Held schönster Gottestreue. In diesem Sinne wollen wir sein schönes, liches Bild malen, indem wir das uralte ägyptische Kulturleben als Rahmen und Hintergrund benutzen.

Die alten Ägypter waren treffliche Baumeister und bauten so viel, daß wohl kein Land so viele Baureste aufzuweisen hat, zumal aus solchen fernen Zeiten, als dieses Wunderreich. Sie bauten ja nicht allein für die Lebenden, sondern auch für die Toten. Während wir nach göttlicher Bestimmung den Leib des Gestorbenen wieder zur Erde werden lassen, von der er genommen ist, suchte dieses merkwürdige Volk seine Leichen vor Verwesung zu bewahren und gab ihnen durch seine Einbalsamierungskunst eine solche

Dauerhaftigkeit, daß die eingetrockneten und verhärteten Leichname, Mumien genannt, mitsamt den seltsamen Riesenbauten, die zu ihrem Schutze errichtet wurden, aus jenen frühen Jahrtausenden bis auf uns gekommen sind.

Noch finden sich bei den Ruinen des uralten „Theben“ und seinen gewaltigen Tempeltrümmern jene in Felsen und Berge gehöhlten Gräber, die die sogenannte „Totenstadt“ bilden; noch ragen in der Nähe von der heutigen Hauptstadt „Kairo“ nicht weit von dem alten „Memphis“ bei Gizeh am Rande der Wüste die höchsten „Pyramiden“, jene von Menschenhand errichteten Steinberge, in deren engem Gehäuse jedesmal die Leiche eines Königs ruhet, während die Mumien der vor vielen tausend Jahren am Nil Gelebten und Gestorbenen in alle Welt hinauswandern, Museen und Sammlungen zu bereichern.

Doch bestand eine kluge Scheidung zwischen den Bauten für die Toten und für die Lebendigen. Während die düsteren Gräberbauten in die schweigsame Wüste verbannt wurden, erhoben sich die Wohnungen der Lebenden an den fruchtbaren Ufern des gesegneten Nilstroms. Und dort bildeten sich dann auch lebensvolle, volkreiche, herrliche Städte als Sammelplätze aller Kunst und aller Pracht des unendlich reichen Landes.

Vor allen leuchtete in dem südlich gelegenen Oberägypten das hundertthorige Theben hervor, zu beiden Seiten des Nils sich erstreckend mit seinen riesenhaften Säulentempeln von schönem Marmor, rotem und dunkelschwarzem Granit, mit seinen prachtvollen Pharaonenpalästen und jenen großartigen Verbindungsalleen, wo alle zehn Schritte gewaltige Sphinxkolosse zwischen den Bäumen errichtet waren. In Unterägypten, dem Nordlande, dagegen glänzte Memphis, die älteste Königsresidenz, die sich vier Meilen breit, nicht



fern von dem Nildelta in dem fruchtbarsten Teile des Landes ausdehnte. Dort lag in der Nähe der zur Regelung der Nilüberschwemmung geschaffene See Möris und der zur Erinnerung an Joseph so genannte Josephs-Kanal. Dort wurde auch das wegen seiner Irrgänge berühmte Labyrinth entdeckt, in dessen fünfhundert Zimmern über der Erde und fünfhundert Zimmern unter der Erde der Unkundige sich notwendig irre gehen mußte, und westwärts blicken die schon erwähnten ungeheuren Pyramiden gleich gespensterhaften Schatten über üppige Palmen und Sykomorenwaldungen herüber.

Wir werden hauptsächlich in Memphis verweilen, denn dorthin hatten die Ismaeliten den von seinen Brüdern verkauften Joseph auf den Sklavenmarkt gebracht. Dort sollte er auch nach Gottes wunderbarem Rat aus dem Gefängnis heraus an die höchste Stelle des Landes nächst dem Könige berufen werden. Denn dort residierten die damaligen Pharaonen, während die früheren und späteren in Theben ihre Wohnung hatten.

Allein ehe Joseph zu seiner hohen Würde in dem alten Kulturreiche aufstieg, hatte er noch manches Bittere zu kosten, auf das wir zunächst einen Blick werfen wollen.

In dem ältesten Teil von Memphis lag eine kleine Festung oder Citadelle, die auch den Griechen unter dem Namen „weiße Mauer“ bekannt war und welche die Wohnungen der Soldaten, einige bedeutende Tempel und die Gefängnisse umschloß. Zu letzteren benutzte man die Keller und die unterirdischen Gewölbe des gewaltigen Baues, die in ihrer Dunkelheit und feuchten Dampfsheit mehr den Gräbern der Toten als einem Aufenthalt der Lebendigen glichen. Man wußte zu dieser Zeit noch nichts von Menschlichkeit und einer Art Rücksicht, die man auch den Gefangenen schuldig ist.

Dort finden wir Joseph und zwar in dem Teile, wo die Staatsgefangenen sitzen, die besonders streng und sorgsam bewacht wurden. Dorthin hatte der zornige Potiphar auf die Verleumdungen seines ungetreuen Weibes hin den Unschuldigen bringen lassen.

Potiphar war ein vornehmer Ägypter und ein hoher Beamter des Pharao, ein Trabantenoberst, oder wie wir uns ausdrücken würden, Polizeiminister. Die Polizei ist nicht, wie man vielleicht glaubt, eine Erfindung der Neuzeit, sondern wurde damals schon durch eine Anzahl Sicherheitsbeamten und einer Art Gensdarmen durchgeführt, aber Potiphar war der oberste derselben. Als solcher hatte er zugleich die Oberaufsicht über die Gefängnisse und konnte, da er sich durch Joseph tief gekränkt und beleidigt glaubte, ohne weiteres denselben gefangen setzen. An das Leben durfte er ihm nicht, da nach einem ägyptischen Gesetze der Herr kein Recht hatte, einen Sklaven zu töten. Freilich hätte er statt der direkten Tötung ihn können tot prügeln lassen, allein Potiphar, der Joseph lieb gewonnen hatte, dünkte es Strafe genug, wenn er denselben in jenen grabähnlichen Gewölben für immer verschwinden ließ.

Joseph mochte zwanzig Jahre alt sein oder einige zwanzig, als er in den finsternen Kerker hinabstieg, und seine Gestalt hatte ihre ganze Kraftfülle erreicht. Aber der Schmelz der Jugend verlor sich schnell in der ungesunden, feuchtkalten Kellerluft. Das blühende Rot seiner Wangen verschwand, und seine glänzenden Augen wurden matt und trübe. Freilich ganz konnte auch das Gefängnis ihm seine Schönheit nicht rauben, trotz der Blässe lag eine rührende Lieblichkeit in seinem von dunkeln Locken umrahmten Gesichte, und trotzdem er längst die jugendliche Fülle seiner Glieder eingebüßt hatte, bewahrte selbst in der sezenhaften

Kleidung seine hohe Gestalt eine unbewußte Würde. Man sah, er war der edelste Sprosse eines hohen, gottbegnadigten Geschlechtes und einer frommen, sanften und schönen Mutter: eine schlanke Edeltanne, die frühzeitig vom Sturm geknickt trauernd dastand.

Doch ärger als die Zerrüttung seines Leibes waren die Wunden, aus denen seine Seele blutete. Er hatte in den jungen Jahren, wo Seele und Gemüt noch zart und weich sind, die ganze Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Welt zu tragen und mußte mit seinem reinen, edlen Sinn in Abgründe von Schlechtigkeit und Bosheit hineinblicken, vor denen ihm grauste. Es lagerte darum auch auf seiner klaren Stirne ein Ernst, der weit über seine Jahre hinausging, und ein Zug um seinen schönen Mund bewies, daß derselbe oft aufgezuckt hatte in wildem Schmerz.

Manches anfangs Unverstandene ist ihm in der Nacht des Gefängnisses erst klar geworden. Dort hatte er überflüssige Zeit, über alles nachzugrübeln und die Beweggründe zu den Handlungen der einzelnen Personen aufzusuchen. Dort hatte er aber auch überflüssig Zeit, sich die ihn schmerzenden Erinnerungen an die schöne Heimat, an die Liebe seines greisen Vaters wachzurufen. O dieses jahrelange Sinnen und Träumen!

Er erinnerte sich noch ganz wohl des Tages, als sein Vater Jakob zu ihm sagte: „Hüten nicht Deine Brüder des Viehes in Sichern? Komm, ich will Dich zu ihnen senden. Gehe hin und siehe, ob es wohlstehe um Deine Brüder, und sage mir wieder, wie sichs hält.“

Damals dachte er wahrlich nicht, daß das die letzten Worte sein würden, die sein heiß geliebter Vater zu ihm sprach, und daß er zum letztenmal die jähnen Heimatberge im lieblichen Thale zu Hebron sehen würde. Er war

freudigen Mutes. Der knabenhafte Stolz, schon etwas Selbständiges thun zu dürfen, und zugleich das frohe Gefühl, seinem Vater einen nicht unbedeutenden Dienst zu leisten, schwellten seine Brust. Auch zog es ihn zu seinen Brüdern, die er innig liebte, obwohl ihr Benehmen in letzter Zeit ihn oftmals befremdet hatte.

In seiner jugendlichen Unbedachtsamkeit und Unerfahrenheit kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß dieselben ihm übelgefiunt sein könnten, zumal er sich keiner Schuld gegen dieselben bewußt war. Aber ohne daß er es ahnte, hatte er sich an ihnen Todfeinde erworben.

Unter den Söhnen waren etliche niedrig gefinnte, gemeine Seelen, deren Benehmen selbst unter den Heiden aufgefallen war; als nun Joseph, entrüstet über ihren schlimmen Ruf, seinem Vater die losen Streiche derselben ausplauderte, haßten sie den unschuldigen Knaben, und Rachegift gährte in ihren böshaften Herzen. Dazu kam die ausgesprochene Vorliebe des Vaters für den feinen, edlen Joseph, das Kind seiner unvergeßlichen Rachel, welche Mißgunst und Neid bei den Brüdern erregte.

Ha! mit welchen scheelsüchtigen, gehässigen Augen sahen sie auf den schönen Jüngling, dem sein Vater in der Liebe seines Herzens ein kostbares Gewand hatte machen lassen. Je besser die Kleider Joseph zu Gesicht standen, und je mehr sie fühlten, wie sich seine hohe, herrliche Gestalt unter ihren plumpen Körpern wahrhaft vornehm und fürstlich abzeichnete, desto tiefer drang der Stachel des Hasses in ihr Gemüt.

Den Höhepunkt erreichte ihre feindselige Gesinnung durch etliche Träume Josephs, die prophetisch in die Zukunft wiesen und das zur Wahrheit zu machen schienen, was schon durch sein Äußeres angedeutet wurde.

Einmal sah er sich im Felde als eine aufrechtstehende Garbe, vor der sich der Brüder Garben neigten, ein andermal mußten sogar die Sonne, der Mond und elf Sterne im Traume sich vor ihm neigen, was eine so bedeutende Größe verhieß, daß sein Vater ärgerlich sagte: „Was ist das für ein Traum, der Dir geträumt hat? Soll ich und Deine Mutter und Deine Brüder kommen und Dich anbeten?“

Aber den Brüdern wollte es noch viel weniger in den Kopf, daß sie sich vor dem bitter Gehäßten und stets Vorgezogenen als ihrem künftigen Gebieter beugen sollten. Es keimten schwarze Pläne in ihrer Brust.

Der alte Jakob hätte besser sein Lieblingskind unter die reißenden Tiere der Wildnis geschickt als unter dessen leibliche Brüder nach Sichem und hätte ihm besser den Befehl erteilt, einen Löwen zu bändigen und heim zu bringen, als den höchst verfänglichen Auftrag, das Verhalten der älteren Brüder und den Stand des Viehes zu inspizieren und ihm darüber Bericht zu erstatten.

Der viel erfahrene Greis mußte seine Söhne besser kennen als der siebzehnjährige Jüngling, der arglos die Straße nach Sichem zog, das damals noch als kleine Niederlassung am Fuße des Berges Garizim im engen Thale lag und erst später als Stadt zu einer gewissen Bedeutung gelangte.

Joseph fand seine Brüder nicht mehr zu Sichem. Sie waren nach Dothan oder Dothain gezogen, einem Orte, der an der uralten Karavanenstraße lag, die von Arabien nach Ägypten führte, an deren „Doppelzisterne“ (das bedeutet ja das hebräische Wort „Dothain“) die schwarzbraunen, wanderlustigen Wüstenjöhne ihre schwerbeladenen Kameele tränkten, wenn sie Gewürze und Rauchwerk oder sonstige Spezereien in das reiche Ägyptenland einführten.

Joseph, der in den leeren Feldern Sichens suchend umherirrte, war froh, als ihn ein Mensch nach Dothain wies, das ihm so verhängnisvoll werden sollte.

Wie leuchtete des Jünglings schönes Angesicht, als er nach langem einsamem Gange die väterlichen Herden sah und nun auch die bekannten geliebten Gestalten seiner Brüder entdeckte. Das Bangen der Ungewißheit wich von seiner Brust. Er hätte aufjauchzen und alle umarmen mögen. Aber als er sie erreichte, trat er entsezt zurück. Das waren keine Bruderaugen, die ihn anblickten, sondern Mörderaugen; das waren auch keine Bruderhände, die nach ihm griffen, sondern Mörderhände.

Die Brüder hatten mit scharfem Auge längst die Gestalt Josephs erkannt, als er die weite Ebene daherkam. Eine solche angeborene vornehme Haltung, einen solchen hoheitsvollen Gang hatte kein anderer als er. Was längst in ihren neidischen Seelen gegährt hatte, nun brach es hervor. Sie faßten den Beschluß, ihn zu töten.

Ihr entseztlicher Haß äußerte sich in den hohnvollen Worten: „Sehet, der Träumer kommt daher. So kommt nun und laffet uns ihn erwürgen und in eine Grube werfen und sagen, ein böses Tier habe ihn gefressen; so wird man sehen, was seine Träume sind.“

Unter der ganzen entmenschten Rotte waren nur zwei, die noch etwas Gewissen hatten, Ruben, der älteste von Jakobs Söhnen, und der stolze Juda. Beide schauderten wenigstens vor einem direkten Brudermord zurück. Ruben hatte sogar die Absicht, durch List seinen Bruder zu retten und ihn seinem Vater zurückzugeben. Dahin gehet sein Vorschlag, den er den Wütenden machte: „Bergießet nicht Blut, sondern werfet ihn in die Grube, die in der Wüste ist, und leget die Hand nicht an ihn!“ Allein energisch

wagte auch er nicht den Brüdern entgegenzutreten und ihr ganzes Benehmen zu verurteilen und zu verdammen. Er ging vielmehr scheinbar auf den Plan der Mörder ein. Denn wenn Joseph in die eine der beiden Zisternen von Dothan geworfen wurde (Ruben meint mit seiner Grube in der Wüste eine solche Zisterne), so war es ja auch aus mit ihm ohne Blutvergießen. Man hatte sein Blut nicht vergossen, man hatte die Hand nicht an ihn gelegt und doch seinen Zweck erreicht.

Für den Augenblick ertrank freilich Joseph nicht, denn diese Zisternen, die häufig in jener wasserarmen Gegend angelegt wurden, erhielten nur Wasser, wenn es regnete, und trockneten rasch genug wieder aus; aber er kam ohne menschliche Hilfe aus dem ziemlich tiefen ausgemauerten Loch nicht wieder heraus und war in der menschenleeren, vereinsamten Wüste dort so gut wie lebendig begraben.

Wahrscheinlich wollte Ruben, der ja die bestimmte Absicht hatte, Joseph zu retten, ihm später heimlich, ohne daß es die Brüder merkten, aus dem Brunnen heraushelfen. Aber wenn nun die Brüder die List Rubens merkten und ihn an der Ausführung hinderten, wo war dann Rettung für Joseph? Es war ein gewagtes Spiel, das Ruben spielte. Doch zunächst wurde Joseph vor einem jähen Tode bewahrt.

Der Vorschlag gefiel. Die Brüder mochten doch wohl nicht gern Bruderblut an den Fingern kleben haben, und der verhaßte Joseph ging doch zu Grunde und noch elendiger.

Als Joseph also, noch das ersterbende Lächeln des Willkommgrüßes auf den Lippen, ankam, fielen sie über den Überraschten her, rissen ihm zunächst den ärgerlichen bunten Rock vom Leibe und stürzten ihn dann nackt in den leeren, dunkeln Brunnen hinunter.



Was mochte Joseph fühlen?

Wenn die Zisterne voll Wasser gewesen wäre, und die kalten Wogen wären über seinem Haupte zusammengeschlagen, hätte er nicht betäubter sein können als durch das feindselige Benehmen seiner Brüder gegen ihn. Was hatten sie? was wollten sie? Seine Gedanken tappten, wie seine Füße im dunkeln umher. Erst viel später, als er eine ganz andere Welt- und Menschenkenntnis gesammelt hatte, ging ihm ein Licht auf. Damals ergriff ihn nur eine furchtbare Angst und ein blindes Entsetzen. Er wollte um Hilfe schreien. Aber wen sollte er rufen? Seine eigenen Brüder waren seine Mörder. Sein Schrei blieb ihm im Halse stecken. Kein Mitleiden, kein Erbarmen, keine Hoffnung! O doch noch Hoffnung! Auch aus der Zisterne heraus sah man den Himmel, und der Gott seiner Väter war ein Gott, der Gebete erhört. Und Joseph, der Lieblingssohn des großen Veters, denn der war Jakob, welcher ja den Ehrennamen Israel führte, weil er im Gebete mit dem Herrn gerungen hatte, konnte beten. Er betete nicht umsonst.

War es nicht wie eine Gebetserhörnung, als plötzlich, da die Brüder sich zum Essen niedergelassen hatten, ein Haufen Ismaeliter aus Gilead erschien, die mit ihren Kameelen, welche Würze, Balsam und Myrrhen trugen, nach Aegypten zogen? Und war es keine Gebetserhörnung, als die eben noch mordschnaubende Brüderschar auf den Vorschlag Judas einging, Joseph an die Ismaeliter zu verkaufen?

Das Leben Josephs hing nicht mehr allein an der Durchführung des listigen Planes des schwachherzigen Ruben. Und es war gut so. Denn derselbe wäre bei dem mißtrauischen Hasse der anderen Brüder schwerlich gelungen. Freilich war es ein schändlich Ding, einen Bruder in die



Sklaverei zu verkaufen. Es war nicht viel besser als Mord und kommt nur bei den rohesten Nationen der Erde vor. Denn den Unglücklichen wird die Freiheit, die Heimat, die Familie, die Muttersprache, kurz alles, was jemand teuer sein kann, geraubt und ihnen nur das nackte Leben gelassen, und dieses ist oft in den Verhältnissen, in welche sie kommen, kraftlos genug. Aber Joseph lebte noch und war vorerst zu unerfahren, um die ganze Größe der an ihm verübten Schandthat zu überblicken. Allerdings als das Heimweh mit aller Wucht über ihn kam, wußte er, was er verloren hatte. Doch auch da war er reicher als die heidnischen Sklaven, die außer ihm die Ismaeliten nach Ägypten schleppten, denn er hatte den Glauben an den wahren lebendigen Gott und stand in innigstem Gebetsverkehr mit ihm.

Die falschen Brüder aber blieben falsch, wie sie falsch gewesen waren. Die zwanzig Silberlinge in der Tasche für den verkauften Bruder, machten sie ihren ehrwürdigen Vater durch den in das Blut eines geschlachteten Ziegenbocks getauchten Leibrock glauben, ein wildes Tier habe Joseph zerrissen, und während die Ismaeliten ihn in Ägypten an Potiphar verkauften, trösteten sie mit gleißnerischen Worten scheinheilig den alten Mann, der fast vor Leid starb über den Tod seines Lieblings.

Das Wort Knecht in der Bibel bedeutet nichts anderes als Sklave. Joseph war ägyptischer Sklave. Und wenn auch, wie schon gesagt, die Gesetze den Ägyptern verboten, einen Sklaven zu töten, also eine gewisse Fürsorge bestand, so war das Los eines Sklaven auch in Ägypten ein ungemein elendes und trauriges.

Wir können aus den an Grabmonumenten in Stein eingehauenen Bildern über das tägliche Leben die Sitten

und Gebräuche der alten Ägypter mit großer Sicherheit herauslesen. So sieht man auch dort, daß die Sklaven unter strenger Aufsicht zu den härtesten Arbeiten angehalten wurden, daß es an Mißhandlungen nicht fehlte, und daß die armen Geplagten sich gern durch die Flucht ihrer jämmerlichen Lage zu entziehen suchten.

Die Freiheit ist eins unserer besten Güter. Wir sehen Völker um dieselbe in Kämpfen auf Tod und Leben ringen. Wir sehen einzelne ein entbehrungsvolles, armes Dasein der üppigsten Knechtschaft vorziehen. Freilich nur der weiß eigentlich recht dieselbe zu schätzen, der lange in Knechtschaft geseufzt hat, wie nur der, der krank gewesen ist, den vollen Wert der Gesundheit kennt.

Wir können aus Liebe die niedrigsten und mühevollsten Dienste thun und Opfer bringen, die fast über Menschenkräfte gehen, wir können freiwillig in ein gewisses Verhältnis treten, wo um Lohn gearbeitet wird; aber da bleibt der Mensch Mensch und ist Herr seiner Person und seiner Handlungen, in der Sklaverei jedoch wird der Mensch zur Ware, die man nach Belieben kauft und verkauft, und der man nach Neigung Stellung und Wert gibt. Eigentum oder Ehre hat der Sklave nicht, auch nirgends ein Recht oder eine Rechtfertigung. Er muß danken, wenn in gnädiger Laune der Herr ihm einen Fußtritt gibt, und wenn sein oft geschlagener Rücken für allen Unfrieden und alle Ärgernisse im Hause die natürliche Ablagerung bildet. Dagegen bei dem geringsten Widerspruch gegen das himmelschreiendste Unrecht verfällt er außer der Grausamkeit des Herrn noch den blutigsten Gesetzen des Staates.

Mit der Aussicht, in diese trostloseste Lebenslage bei seiner Jugend auf lange Jahre gebracht zu werden, kam Joseph nach Ägypten. Welch ein hartes Schicksal, welch

ein dunkler Weg, den der Jüngling nach Gottes Rat gehen mußte!

Es ist gut, daß die Menschen selten alle Folgen ihrer augenblicklichen Lage zu überschauen vermögen, und daß auch meistens während des Unglückes die Gedanken des Menschen von äußeren Dingen etwas abgezogen werden, es würden sonst viel Unglückliche der Verzweiflung anheimfallen. So war bei Joseph anfangs der Trennungsschmerz so gewaltig, daß er kaum an die Zukunft dachte, und später sah er das Wunderland Aegypten, das mit seinen massenhaften neuen Eindrücken seine Seele übertäubte.

Schon als nach langer, öder Wüstenreise das weite, herrliche Mithal sich vor seinen erstaunten Blicken aufthat, vergaß er im augenblicklichen Entzücken allen Kummer. Solch ein üppiges Grün, solche wogenden Getreidemassen hatte er noch nirgends geschaut. Was war dagegen das lachende schöne Kanaan oder das fruchtbare Thal Hebron, das ihm sonst als der Höhepunkt aller irdischen Herrlichkeit erschienen war? Statt des heißen, scharfen Wüstenwindes umweheten ihn plötzlich weiche, durch Wasserdämpfe gekühlte, mit Wohlgerüchen gesättigte Luftwellen. Rosen- und Myrtengebüsche begrenzten die Wege, während Sykomoren- und Palmenwälder und schattige Akaziengruppen zur kühlen Rast einluden.

„Garten Gottes, Garten Gottes!“ rief der begeisterte Jüngling. Der Himmel selbst war schöner hier. Der helle, fast feuergelbe Wüstenhimmel war verschwunden, denn er strahlte in tiefem dunklem Blau. Auch die Sonne war lieblicher geworden. In der Wüste belästigte sie durch ihren heißen Brand, ihren grellen Schein. Hier gab sie dem Ganzen ein strahlendes, erquickendes Licht, so daß man sie nimmer hätte entbehren mögen.

Noch größere Verwunderung erregten bei dem unerfahrenen Jünglinge die volkreichen Städte. Er hätte selbst nicht sagen können, was ihm auffallender und unbegreiflicher war, ob die Massen von Häusern, die in engen Straßen dicht aneinander aufgeführt waren, die prachtvollen Tempel und gewaltigen Paläste, oder die Menschenmenge, die sich in rastloser Thätigkeit auf Straßen und Plätzen zeigte. Nirgends konnte dazu das einfache Hirtenleben, das er mit zahlreichen Viehherden in einfachen Zelten und Hütten geführt hatte, einen Vergleich bieten. Was war seines Vaters Niederlassung gegen eine solche Riesenstadt, was seine Mägde und Knechte gegen diese zahllose Bevölkerung?

Joseph kam nicht mehr aus dem Verwundern heraus. Ja dasselbe steigerte sich, als er in des Potiphar Haus als Sklave eingeführt wurde.

Für unsere Begriffe würde ein ägyptisches Wohnhaus nichts besonders Hervorragendes gehabt haben. Sahen doch die Ägypter dasselbe nur als die kürzere Wohnung an und betrachteten die Gräber als die eigentliche bleibende Wohnstätte, weshalb sie auf die Ausschmückung desselben nicht ihre ganze Kunst verwandten. Für Joseph aber war es ein größeres Wunder als jetzt für ein Dorfkind ein fürstlicher Palast. In den großen Städten wie Theben und Memphis gab es übrigens genug stolze Gebäude, die der Beachtung wert waren.

Vor der Thüre war ein Säulengang oder wenigstens ein Vordach auf zwei Säulen oder Baumstämmen, auf welchem Fahnen weheten, und wo zugleich der Name des Besitzers angebracht war, von irgend einem passenden Sinnspruch begleitet. Rechts und links standen Bäume, mit Gitter umgeben. Durch die Thüre gelangte man in den Wirtschafts-

hof, wo in einer Art offenen Schuppen Pferde, Vieh, Vorräte und Wagen untergebracht waren, und wo auch eine einfache offene Halle zum Aufenthalt für die Sklaven diente. An den Wirtschaftshof, der nach Vermögen bald größer, bald kleiner war, schloß sich ein größerer oder kleinerer Garten, an dessen Seite das eigentliche Wohnhaus lag, ein langgestreckter einstöckiger Bau mit einer ebenso langen nach dem Garten zu offenen Veranda, deren Dach auf bunten hölzernen Säulen ruhte. Alle Hausräume hatten nur einen Eingang und mündeten mit ihren Thüren sämtlich auf die Veranda, die der eigentliche Tummelplatz der Familie wurde. Ebenso wesentlich wie die Veranda war für das ägyptische Haus der Garten, der eine besonders sorgfältige Pflege genoß. Es wuchsen dort treffliche Gemüse und duftende Blumen, während Nebengelände, Palmen, Akazien, Sykomoren nebst Feigen, Granaten und Jasminesträucher kostbaren Schatten gewährten. Die Bewässerung der Gärten geschah durch Nilwasser, das durch meist von Ochsen gedrehte Schöpfräder heraufgepumpt wurde.

Potiphars Hauswesen war natürlich so großartig, wie es nur eines gab in Memphis. Denn er gehörte zu den reichsten und vornehmsten Ägyptern und weilte in der nächsten Umgebung des Königs. Schon sein Name „Potiphar“ (dem Sonnengott geweiht) deutete auf seine bevorzugte Stellung.

Diese hochgestellten Königsbeamten und Höflinge aber bauten ihre Paläste in der Nähe der Pharaonenburg und waren mit großer Pracht ganz nach königlichem Stile eingerichtet.

Da gab es glatt getünchte und mit bunten Malereien oder frommen Sprüchen in Hieroglyphenschrift verzierte Wände in den Säulenhallen. Da gab es außer den ge-

wöhnlichen Möbeln und Gefäßen in den Frauengemächern und Brunkzimmern Stühle aus Elfenbein gearbeitet, Tische von Ebenholz, kunstvolle Trink- und Eßgeräte, Vasen für Blumen und Mabasterschalen für Wohlgerüche. Bunte Teppiche bedeckten den Boden und Götterstatuen füllten die Ecken der Zimmer.

Doch die Üppigkeit der Herrn erstreckte sich nicht auf die Sklaven. Für sie waren harte Binsenmatten draußen in den Wirtschaftsgebäuden zugleich Stühle, Tische und Betten, wie denn auch ein einfacher Schurz ihre ganze Bekleidung ausmachte. Allein ihr Dienst führte sie oft genug in jene prachtvollen Hallen und Zimmer, und sie durften wenigstens alles anstaunen und bewundern. Auch an den üppigen Mahlzeiten der Herrschaften hatten sie keinen Teil, aber der Rest der Tafel, den sie zu verzehren bekamen, war so reich, daß er noch ein Festmahl darstellte gegen die Hirtenkost, die Joseph von zu Hause gewöhnt war.

Indessen alle diese Herrlichkeiten konnten den reich begabten Jüngling nicht lange und nicht in dem Grade fesseln, als die für die damalige Zeit außerordentlichen Künste und Wissenschaften der Ägypter, die sich Joseph mit der Zunahme seiner Sprachkenntnis immer deutlicher enthüllten.

Da war vor allen Dingen die sogenannte „Hieroglyphenschrift“, die ja damals nur höchst unvollkommene Bilder für Worte hinsetzte und mühevoll und mangelhaft ausdrückte, was wir leicht und gewandt durch unsere Buchstabenschrift darstellen. Aber selbst diese Anfänge des Schreibens auf Stein, Metall, Holz und Thon und später auf Papyrusrollen, die aus der Papyrusstaude, einer Sumpfbirse, durch Aneinanderfügen, Querlegen, Pressen und Glätten der inneren Häute derselben gewonnen wurden, waren für jemand, der keine Ahnung davon hatte, daß

man seine Gedanken und Worte für einen andern lesbar auf einen äußeren Gegenstand übertragen könne, ein reines Wunder. Wir wissen, wie die alten Deutschen in scheuer Ehrfurcht „Nunen“ eine geheimnißvolle Macht zutrauten, und wie die abergläubischen Indianer Amerikas sich vor dem „sprechenden“ Zauber eines von einem Weißen geschriebenen Briefes fürchteten.

Wie die Schreibkunst trieben die Ägypter auch im höheren Maße das Rechnen. Ja sie hatten bereits in der Geometrie Kenntnisse. Dort im fruchtbaren Niltale, wo Millionen Menschen in tausenden von Städten und Dörfern sich sammelten, hatte jedes Plätzchen Landes ganz anderen Wert als in den weiten Viehtriften der Hirten, die immer nur nach den fettesten Weidestellen weiter trieben, ohne viel nach den Grenzen zu fragen, und waren geradezu die Menschen genötigt, die Vermessungskunst zu pflegen, um jedem sein Teil und sein Recht werden zu lassen, zumal da die Überschwemmung des Nil oft die gesteckten Grenzen verwischte.

Doch nicht allein die Erde maßen und berechneten sie. Sie wagten sich selbst an den Himmel und beobachteten und berechneten den Lauf der Sonne und der Gestirne, wenn auch ihre Astronomie mit der Zeit zur Astrologie und zum Aberglauben ausartete. Ja selbst die Naturwissenschaften pflegten sie. Ihre Kenntnisse in der Medizin waren nicht gering, zumal in der Augenheilkunde, da schon frühe Augenkrankheit in Ägypten herrschte. Zur Chemie führten sie dagegen ihre Einbalsamierungskünste.

Mit der Wissenschaft ging die Kunst nicht gleichen Schritt. Der Ägypter Geschmack verlief sich zu viel ins Kolossale. Die Pyramiden, die Obelisken, die Sphinxen, die Labyrinth sind Zeugnisse davon. Ein Reisender unserer



Zeit schreibt, als er die Tempeltrümmer Thebens sah: „Mir war, als ob ich in eine Stadt träte, die ehemals von Riesen bewohnt gewesen.“ Doch sind gewiß ihre Bauwerke, ihre Säulen und Bildwerke und ihre Malereien nicht ohne Bedeutung, wenn auch die Griechen erst Baukunst und Bildhauerkunst zur schönsten Vollendung führten. Selbst Musik und Dichtkunst blieben nicht ohne gewisse Pflege, indem schon die prachtvollen ägyptischen Gottesdienste mit den Gesängen der Priester darauf hinleiteten. Doch scheint die Poesie nicht eine hervorleuchtende Gabe der nüchternen Ägypter gewesen zu sein. Viel mehr leisteten sie in Gewerbtätigkeit, da wir außer dem Ackerbau die meisten unserer heutigen Gewerbe bei ihnen vorfinden. Neben ihrem phantastischen Totenkultus waren die Ägypter sehr praktische Leute voll Verstand und Lebensweisheit.

Joseph wandelte wie im Traume. War es Wirklichkeit, was ihn umgab, oder war er in eine Zauberwelt versetzt? Überall fand er Neues und Unbegreifliches, mochte er nun in den Werkstätten der Handwerker, der Weber, der Schmiede, der Goldarbeiter, der Töpfer, der Schuhmacher, der Schreiner und Wagner stehen oder der kunstfertigen Hand des Malers, des Bildhauers oder des Schreibers zuschauen, oder auf die Gelehrsamkeit der Priester und ihre brausenden Hymnen hinhorchen. Aber so massenhaft auch die Eindrücke in der gewaltigen Kulturstadt auf den staunenden Hirtenknaben aus den Triften Kanaans einströmen mochten, er suchte sie geistig zu bewältigen und ihrer Herr zu werden, und es muß ihm überraschend schnell gelungen sein, sonst hätte er nicht so bald die hohe Stellung im Hause des Potiphar und hernach im Staate einnehmen können.

In diesem geistigen Ringen jedoch vergaß er den ersten herben Schmerz, vergaß er seine eigene traurige Lage als



armfeliger Sklave, ja sogar die Bilder der Heimat traten in den Hintergrund. Vielleicht mochte er mitunter seines alten Vaters selbst vergessen. Eines aber vergaß Joseph nicht und trat ihm auch nicht in den Hintergrund, das war der lebendige und heilige Gott.

Das ist das rührend Große an dem Jüngling, daß er mitten unter den Gözenbildern, daß er mitten in dem ihn weit überragenden Kulturleben seinen Glauben bewahrt hat und den Gehorsam gegen Gottes heiliges Gebot. Er sollte ja von letzterem bald genug eine fürwahr nicht geringe Probe ablegen.

Der Sklave Joseph war bald von Potiphar bemerkt worden. Zunächst war es seine hohe schlanke Gestalt und seine edle Schönheit, die zwischen der Menge der dunkelgefärbten Neger und Nybier hell hervortrat, zumal wenn er in dem wohlgepflegten sonnigen Garten arbeitete, auf dessen duftigen Blumenbeeten schattigen Weinlaubgängen und üppigen Obstpalieren der Blick der Herrschaft von ihren Säulenhallen aus oft genug ruhete. Als Potiphar aber den Jüngling näher kennen lernte, begann er dessen Verstandesschärfe und gewissenhafte Treue zu schätzen und erhob ihn rasch hintereinander erst zum Hausdiener und dann zum Haushofmeister.

Joseph blieb auch als Haushofmeister Sklave, aber er nahm doch eine ganz andere Stellung im Hause ein. Schon als Hausdiener hatte er ein hemdartiges weißes Kleid und als Haushofmeister noch dazu ein Obergewand bekommen. Er wohnte jetzt auch im Hause selbst, und wenn er auch nicht an gleichem Tische mit der Herrschaft aß, so war er doch in ständigem Verkehr mit ihr. Alles ging ja durch seine Hand, Einnahmen und Ausgaben, und alles stand unter seiner Aufsicht.

Wir finden die Haushofmeister schon in den ältesten Zeiten Ägyptens. Sie waren in jeder größeren ägyptischen Haushaltung. In den Denkmälern der Ägypter sehen wir sie überall, wo nur Getreide gemessen und Metall gewogen, wo Bau- oder Ackerarbeiten verrichtet werden. Überall muß der Haushofmeister sein, und entweder ist er mit einem kurzen Stocke bewaffnet oder hat eine Schreibtafel in der Hand und einen Griffel hinter dem Ohre, mit welchem er die Menge der Garben, die Zahl der Gefäße, die Köpfe der Herden verzeichnet.

Die Stellung der Haushofmeister wurde auf diese Weise außerordentlich bedeutsam und einflußreich im Hause, ja sie konnte allmächtig werden, wo der Hausherr, wie zum Beispiel Potiphar, sich nicht im geringsten um sein Hauswesen kümmern konnte.

Potiphar war einer der vielbeschäftigsten Menschen im ganzen Reiche, da ihm nicht bloß die ganze Landespolizei in die Hände gegeben war, sondern da er als Höfling zugleich in der Nähe des Königs sich aufhalten und jedes Winkes desselben gewärtig sein mußte.

Dem gequälten Manne war es darum eine wahre Wohlthat, als er die weiltläufige Verwaltung seiner Güter und seine ausgedehnte Haushaltung, welche ihm bei den unzuverlässigen Dienern, die er früher hatte, nur Sorge, Kummer und Ärger bereiteten, dem treuen, von Gott gesegneten Joseph übergeben konnte. Man fühlt Potiphar ordentlich die Erleichterung an, wenn es in der Bibel heißt: „Darum ließ er alles unter Josephs Händen, was er hatte, und er nahm sich keines Dinges an, weil er ihn hatte, denn daß er aß und trank.“

Joseph wurde aber dem stolzen Polizeiminister jeden Tag teurer, indem derselbe merkte, daß nicht bloß alles in bester,

schönster Ordnung war, sondern daß sein Wohlstand jeden Tag wuchs. „Der Herr segnete,“ wie es heißt, „des Agypters Haus um Josephs willen und war eitel Segen des Herrn in allem, was er hatte zu Hause und im Felde.“

Joseph besaß eine hervorleuchtende Begabung für Verwaltung, welche er ja später als Kanzler des Reiches glänzend bewährte. Dort in dem Hause Potiphars hat er sie aber ausgebildet. Gott gab aber seinem treuen, frommen Eifer einen sichtlichen Erfolg.

Wenn Joseph indessen in der vollen Gunst Potiphars stand, so sah auch die Frau des Potiphar mit Wohlgefallen auf den hebräischen Jüngling. Es hätte darum sein Aufenthalt in dem Hause trotz seines unfreien Standes ein sehr angenehmer sein können, wenn die Frau nur eben so gut gewesen wäre, wie sie schön war, und wenn sie ihre einflußreiche, gebietende Stellung im Hause statt zum Schlimmen zum Guten benutzt hätte.

Im Unterschiede nämlich von der demütigenden, niedrigen Stellung, die die Frauen in der alten Welt einnahmen und die sie jetzt noch im Orient haben, standen bei den alten Agyptern die Frauen wie bei uns gleichberechtigt neben den Männern. Ja sie genossen gewissermaßen noch einen Vorzug, indem zum Beispiel der Name der Mutter vor dem des Mannes öfters auf das Kind überging, und indem ihre Leichname größtenteils köstlicher einbalsamiert wurden als die der Männer. Von einer Absperrung in besondere Frauenhäuser oder Frauengemächer war keine Rede, sondern es herrschte wie bei uns ein voller freier Verkehr, und in Abwesenheit des Mannes war die Frau die gebietende Herrin des Hauses.

Photiphars Frau mußte deswegen oft genug die Herrin spielen, da ihr Mann ja fast nie daheim war, und sie that

eß mit Lust. Aber die armen Diener zitterten vor ihrer Laune und Willkür. Joseph stand durch seine Stellung im direktesten Verkehr mit ihr. Er mußte ihr jeden Tag berichten und jeden Tag ihre Befehle in Empfang nehmen. Ihn allein von allen Dienern überschüttete sie mit Wohlwollen. Wie schon angedeutet, die Sünde wohnte in ihrem buhlerischen Herzen, und mit allen Künsten suchte sie den jungen unschuldigen Menschen zu verführen. Sie kannte nicht die Glaubenskraft seiner reinen, edlen Seele.

Mit hoher Entrüstung rief er dem gemeinen Weibe zu: „Wie sollte ich ein solch großes Übel thun und wider Gott sündigen?“ Und als sie die Frechheit hatte, ihn an seinem Oberkleide festhalten zu wollen, ließ er das Kleid in ihrer Hand und floh.

Solange die h. Schrift gelesen wird, wird man sich dieses herrlichen Sieges inniger Frömmigkeit und wahrer Gottesfurcht über die üppigen Verführungen der Welt freuen, aber der Jüngling wurde seiner kühnen That nicht lange froh. Ein gewisses Bangen vor der Rache des ränkefüchtigen Weibes mischte sich in sein Triumphgefühl, obwohl er den ganzen Haß und die Bosheit dieser Teufelin nicht ahnte. Mit knirschender Wut schwor sie ihn zu verderben, und als ihr Mann heimkehrte, klagte sie unter vollständiger Verdrehung der Thatsache ihn des Versuchs der Verführung an, statt sich selbst, indem sie das Obergewand vorzeigte und das Zeugnis des sämtlichen Bedientenvolks anrief.

Joseph erstarrte über diese heimtückische Gemeinheit und schamlose Lüge. Ihm versagten die Worte. Was sollte er auch sagen der Anklage der Herrin und dem lauten Zeugnis der ganzen Hausbewohnerschaft gegenüber? Er verstummte.

Potiphar war kein grausamer Mann, sonst hätte er

auf diese empörende Beschuldigung hin den niedrigen Sklaven zum Krüppel peitschen lassen. Er machte dagegen von seiner Machtbefugniß als Oberster der Polizei und der Kerker Gebrauch und ließ Joseph, nachdem er ihm seine Schandthat vorgeworfen, als Gefangenen in das Staatsgefängniß abführen.

Jetzt wollte Joseph reden. Allein Potiphar winkte ihm stolz ab. Auf den Erblichenden aber warf das schändliche Weib noch einen Blick von solcher Feindseligkeit und lachte mit solch wildem, grausamem Hohne, daß es dem Armen tief in die weiche Seele schnitt und er noch lange dieses Triumphes der Lüge und der Bosheit gedenken mußte.

In der einsamen Gefängnißzelle hatte Joseph Zeit, seinen Lebensgang oft genug zu überlegen. Er that es auch, was sollte er sonst? Seiner Heimat helle Berge — die sonnige Kindheitszeit — seiner Mutter Rahel sanfte schöne Augen, die sich so frühe für immer geschlossen hatten — seines Vaters ermahnende Worte, — warum konnte er seinem Vater nicht in die offenen Arme fliegen? warum ihm nicht den Kummer von seinem greisen Haupte küssen? Wird sich niemals diese Gefängnißthüre öffnen? Wird niemals ein Lichtstrahl in dieses Dunkel fallen?

Sein Blut wallte ihm oft heiß zum Herzen und vom Herzen zum Kopfe. Dumpf brütend lag er halb ohnmächtig in einer Ecke und weinte und schluchzte: „O die Menschen, o die Menschen!“

Jetzt waren ihm die Gründe klar, warum ihn seine Brüder hatten morden wollen und warum sie ihn verkauft hatten. Jetzt verstand er den Charakter der schlimmen Frau, die ihn verführen wollte. Aber während ihm das Verständniß aufging über die Schlechtigkeit der Welt, mußte

ihm nicht der Sieg der Bosheit und Lüge und seine eigene Niederlage auffallen?

Warum siegten diese Leute, warum unterlag die Unschuld? Ist der finstere Kerker das Los derer, die sich an Gott halten? Mußten ihm nicht Zweifel kommen an Gottes Gerechtigkeit, an Gottes Güte und Treue, ja an Gott selbst? Sind nicht starke Männer im Glauben irre geworden? Ist nicht Moses gestrauchelt, so daß ihm Kanaan verschlossen wurde? Hat nicht Elias seine schwache Stunde gehabt? Wurde nicht des tapferen Johannes des Täufers Geist in der Nacht des Kerkers auf Machärus so umnachtet, daß er Jesus fragen ließ: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?“ Dürften wir es da dem jungen Manne übelnehmen, wenn sein Glaube einmal gezagt hätte? zumal wenn wir seine verlassene Lage überdenken mitten in einem großen Reiche der Heidenwelt, von deren Herrlichkeit sein Geist erst kurz vorher überwältigende Eindrücke empfangen hatte? Und doch hat er nicht einen Augenblick gewankt und gezweifelt, sonst wäre es in der h. Schrift erwähnt. Denn die Bibel verschweigt nicht die Schwächen und Sünden ihrer Heiligen.

Der hohe, herrliche Jüngling ist auch in den langen, bangen Stunden seiner furchtbaren Kerkerhaft seinem Gotte treu geblieben, und wenn in den nahen Tempeln die tönenden Erzplatten geschlagen wurden als Aufforderung zum Gebet, und das Heidenvolk mit seinen Priestern vor ihren Götzen niederfiel, dann fiel auch er auf die Kniee und betete mitten unter Millionen von Götzendienern allein zu dem einzigen, wahren, lebendigen Gott.

Sollten die Gebete dieses in der Einsamkeit zu Gott ringenden Herzens ungehört verfliegen?

---

## Der Mundstehent und der Bäcker.

### II.

Draußen war es wieder so wonnig und sonnig wie zu der Zeit, als Joseph in das Wunderland Aegypten hereinkam. Der Wohlgeruch, den die mit Blumen besäeten Gärten und die duftigen Gesträuche ausatmeten, drang bis in die düstersten Winkel des Gefängnisses. Ja wenn so recht der Sonnenglanz die Welt draußen füllte, spielte ein schattenhafter Lichtschein auf der dunkelen Wand als der dritte oder vierte Wiederstrahl eines sich in die Tiefe stehlenden Sonnenblicks.

Aber die sich einschleichende Blütenluft erfreute das Herz nicht, sondern rief in dem Eingekerkerten erst recht die Sehnsucht und das Heimweh wach, indem sie die süßesten Erinnerungen an entschwundene Stunden, die vom Zauberduft der Freiheit, der Liebe und des Sonnenscheins verklärt waren, weckte, wobei das arme Herz im Gefühl der hilflosesten Verlassenheit und Ohnmacht in wildem Schmerz aufzuckte. Wann wird der Herr das Gebet des Unglücklichen erhören?

Siehe da klrirten die Riegel der einsamen Zelle und das derbe Gesicht des Gefängnisverwalters blickte herein.

Ich habe es endlich erreicht, sagte er. Potiphar hat meinen Bitten nachgegeben. Ich brauche schon längst einen Unterbeamten. Du Joseph sollst es sein. Du kannst Dein Gefängnis verlassen und wirst fortan in meiner Wohnung essen und schlafen.

Das war vom Herrn geschehen.

In der Schrift heißt es: „Aber der Herr war mit

Joseph und ließ ihn Gnade finden vor dem Amtmann über das Gefängnis.“

Der Gott, der der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche, hatte warmes Mitleid mit dem Verlassenen in das gute Herz des sonst rauhen Gefängnisverwalters gegossen.

Das Gebet Josephs hatte Erhörung gefunden.

Joseph fühlte es auch in seinem dankbaren Gemüte. Er stürzte auf die Kniee und pries Gott mit lauter Stimme, während Thränen der Freude über seine bleichen, abgehärmten Wangen rannen. Dann folgte er wankenden Schrittes dem vorausgehenden Amtmann.

Der Gefängnisverwalter, der direkt unter Potiphar stand, war wahrscheinlich ganz ähnlich wie bei uns ein Mann aus dem Kriegerstande, der eine Zeit lang Kriegsdienste gethan hatte, hernach unter Potiphar in der Polizei thätig gewesen war und nun wegen seines Alters und seiner Verdienste diesen Ruheposten in den Staatsgefängnissen erhalten hatte. Wie man gerade bei alten Militärs neben einem martialischen Äußeren, derben Flüchen und rauhen Manieren oft ein grundehrliches, weiches Gemüt antrifft, so scheint dieses auch bei unserem Ägypter der Fall gewesen zu sein. Er ruhete nicht eher, bis er dem schönen unglücklichen Jüngling eine gewisse Freiheit verschafft hatte.

Joseph blieb nach wie vor Gefangener, wenn er auch dem Amtmann in der Beaufsichtigung und Wartung der Gefangenen zur Hand ging, aber er verkehrte doch wieder mit Menschen und sah durch enge Lücken das Tageslicht und den Himmel wieder.

Der brave Gefängnisverwalter sollte sich übrigens in seinem Mitleid mit Joseph nicht getäuscht haben. Eine solche Zuverlässigkeit und Pflichttreue hatte er noch nicht erlebt.



Er konnte bald alles ihm anvertrauen, wie erzählt wird: „daß er Joseph unter seine Hand befahl alle Gefangenen im Gefängnis, auf daß alles, was da geschehe, durch ihn geschehen mußte. Denn der Amtmann über das Gefängnis nahm sich keines Dinges an.“

Denselben mochte die Bequemlichkeit des herannahenden Alters überkommen und ihn im Eifer erkalten lassen.

Potiphar, der, wie wir wissen, die Oberaufsicht über alle Gefängnisse hatte, kannte wohl auch seinen Mann als alt, gutmütig und schwach und dem Weingenuße zugehan, wie er zugleich sich an Josephs Gewissenhaftigkeit sehr wohl erinnerte. Als darum zwei höchst wichtige Staatsgefangene in das Gefängnis gebracht wurden, gab er sie statt dem alten Amtmann unter die direkte Bedienung und Aufsicht Josephs, dem er damit ein außerordentlich ehrenvolles Zeugnis ausstellte.

Die beiden Gefangenen waren der oberste Mundschent und der oberste Bäcker.

An dem ägyptischen Königshofe gab es eine Menge solcher Obersten unter den Hofbeamten, wie z. B. den Obersten der Rosselenker, den Obersten der Diener, den Obersten des Schazes, darunter denn auch den Obersten der Mundschenten und den Obersten der Bäcker. Wir dürfen uns unter denselben nicht etwa Handwerker oder Hofdiener denken, sondern hochgestellte, vornehme Herren, die stets in der Nähe des Königs weilten, und deren ganze Thätigkeit sich nur auf die Person des Königs beschränkte. Wenn wir im Mittelalter von einem Erzmundschent, einem Erzschatzmeister, einem Erzkämmerer des deutschen Kaisers lesen, denken wir auch nicht an niedere Bedienstete sondern wissen, daß das Ehrenämter deutscher Reichsfürsten waren. Wenn auch nicht in gleichen Verhältnissen schon durch die sklavische

Abhängigkeit der Ägypter, so mag doch eine ähnliche Einrichtung an dem Hofe der Pharaonen gewesen sein.

Weshalb des Königs Zorn gegen diese Höslinge entflammte, ist uns nirgends gesagt. Möglich ist es, daß sie verdächtig waren, sich an einer Verschwörung beteiligt zu haben gegen die Person des Königs, wobei der Argwohn Raum gewann, sie würden als Mundschenk und Bäcker Speise oder Getränke vergiften. Verschwörungen konnten ja zur Zeit Josephs keine Seltenheit in Ägypten sein, da die damaligen Pharaonen erst neuerdings gegen die Hyksos die Herrschaft an sich gerissen hatten, und noch immer Parteiliebe im Lande wütete. Möglicherweise konnte auch eine bedeutende Unterschlagung stattgefunden haben. Wir brauchen an den Diebstahl am Schatze des Kampfsinit zu denken.

Der leichtsinnige Mundschenk hatte vielleicht beim Wein, der damals schon ziemlich bedeutend in Ägypten gepflanzt und getrunken wurde, unbedachtsame Äußerungen gethan, die einen gewissen Verdacht auf ihn, den an sich Unschuldigen, hinlenkten, während der verbissene Bäcker, scheint es, wirklich in verbrecherische Geschichten verwickelt war.

Die Hand Pharaos lag schwer auf ihnen. Sie lebten in Angst und Todesnot. Ein Wink des allmächtigen Herrschers genügte, um sie aus dem Gefängnis direkt auf den Richtplatz zu führen. Freilich konnte auch eine gnädige Laune desselben sie schnell wieder befreien.

In der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft spannen sie in ihren Gedanken noch goldene Fäden der Hoffnung, und wenn das Herz auch bange war, so war ihre Stirne noch heiter, und sie sprachen gern mit dem ihnen von Potiphar gegebenen freundlichen Wärter und Diener. Aber allmählig wurden sie verzagter, und da sie eines Nachts zwei bedeutsame

Träume hatten, die ihre Zukunft zu enthüllen schienen, die sie aber in keiner Weise erklären konnten, sanken sie trostlos zusammen in dumpfer Niedergeschlagenheit.

Warum seit ihr heute so traurig? sprach Joseph, als er an jenem Morgen zu ihnen in die Gefängniszelle trat.

Sie antworteten: Es hat uns geträumt, und wir haben niemand, der es uns auslege. Joseph sprach: Auslegen gehöret Gott zu. Doch erzählet mir's.

Ägypten ist das Land der Träume. Träume und Traumdeuterei spielten dort neben dem Tierdienst die größte Rolle im Volksleben. Und es ist gewiß nicht ohne Absicht geschehen, daß Gott Joseph die besondere Gabe der Traumdeutung verlieh. Es war das beste Geschenk, das er Joseph geben konnte, als er ihn nach Ägypten führte.

Die Ägypter waren so auf Träume erpicht, daß sie nicht einmal an den gewöhnlich sich einstellenden Träumen genug hatten, sondern sich noch auf alle mögliche Weise Träume zu verschaffen suchten. Eine aufgefundenene Papyrusrolle gibt eine Menge Rezepte an, wie Träume zu erlangen seien, und eine andere nennt Mittel, um vom Traumgott durch Träume Antwort auf wichtige Fragen zu bekommen. Die Traumdeuterei jedoch wurde fast zu einer Wissenschaft ausgebildet und machte eines der Vorrechte des Priesterstandes aus, wodurch derselbe nicht geringen Einfluß ausübte.

Natürlich waren alle diese Träume bedeutungslos, und nur eine finster tappende Heidenwelt konnte sich von diesen wesenlosen Gebilden der eigenen Phantasie die Zukunft sagen und dadurch die Handlungen bestimmen lassen.

Die bedeutungsvollen Träume, wie sie Joseph in seiner Jugend hatte, und wie sie der Mundschentk, der Bäcker und später Pharao träumte, sind gottgesandt und nicht etwa

bloße Thätigkeiten menschlicher Phantasie, sondern Gesichte, die Gott in unser Traumleben absichtlich einschleibt, um durch dieselben etwas zu offenbaren oder kund zu thun, was in seine hohen, heiligen Zwecke und Führungen eingreift oder dieselben fördert.

Der Bäcker und der Wundschent, welche als echte Ägypter schon fortwährend im Gefängnis auf Träume gewartet hatten, die ihnen die Zukunft enthüllen und in ihre äußerst bedenkliche Lage einiges Licht bringen sollten, waren von den ungewöhnlich hellen Gesichtern der Nacht im höchsten Maße überrascht und aufgeregt. Doch ihre Aufregung wuchs noch, da sie nun glücklich die Träume hatten, aber keine Deuter für dieselben und auch keine Hoffnung, sie sich zu verschaffen. Sie kamen sich vor wie Hungrige, die endlich das ersehnte Brot bekamen, aber keine Zähne hatten, es zu beißen; wie Ermattete, denen man Wein gab, aber keinen Becher, ihn zu trinken.

Joseph fühlte herzliches Mitleid mit den Unglücklichen. Er hatte sich schon so weit in die ägyptischen Anschauungen hineingelebt, um ihren ganzen Schmerz zu verstehen.

Doch ehe er sie aufforderte, ihre Träume zu erzählen, mußte er ihnen noch sagen, daß er nicht ihren heidnischen Aberglauben in betreff der Träume teile, daß vielmehr alles von Gott komme. Gott weiß allein die Zukunft der Menschen. Gott lenkt und leitet ihre Schicksale. Gott gibt ihm auch Kraft, wenn es ihm wirklich gelingen sollte, die Träume zu deuten. Der rasche, feurige Wundschent erzählte zuerst:

„Mir hat geträumt, daß ein Weinstock vor mir wäre, er hatte drei Neben, und er grünte, wuchs und blühte, und seine Trauben wurden reif, und ich hatte den Becher Pharaos in meiner Hand und nahm die Beeren und zer-

drückte sie in den Becher und gab den Becher Pharao in die Hand.“

Joseph konnte ihm Günstiges sagen. Er sprach: „Das ist seine Deutung. Drei Heben sind drei Tage. Über drei Tage wird Pharao Dein Haupt erheben und Dich wieder an Dein Amt stellen, daß Du ihm den Becher in die Hand gebest nach der vorigen Weise, da Du sein Schenke warest.“

Ha wie leuchteten die Augen des Mundschenten, wie warm drückte er dem niedrigen Sklaven die Hand, der ihm mit solcher Klarheit und Bestimmtheit so hohes Heil verkündete.

Aber auch dem armen Joseph wallte heiß das Herz auf. Während er dem vornehmen Höfling die gute Wendung, die sein Geschick seinem Traume gemäß nehmen würde, meldete, öffnete sich ihm selbst eine leise Aussicht auf endliche Erlösung aus dem Kerker, die ihn vor Erwartung und Aufregung zittern machte.

„Gedenke meiner“, flehete er den Ägypter an, „wenn Dir's wohlgehet, und thue Barmherzigkeit an mir, daß Du Pharao erinnerst, daß er mich aus diesem Hause führe. Denn ich bin aus dem Lande der Hebräer heimlich gestohlen; dazu habe ich auch allhier nichts gethan, daß sie mich eingeseht haben.“

Wem wird das Herz nicht weich, wem taut das Auge nicht von einer unwillkürlich aufsteigenden Thräne bei dieser heißen Bitte des jungen Unglücklichen?

Joseph ist keiner von denen, die stets klagen und heulen. Es ist der erste Blick, den er in den gewaltigen Kummer seiner von tiefem Sehnsuchtschmerz ergriffenen Seele gestattet. Aber desto eindrucksvoller sind auch seine einfachen

Worte, die eine ganze Geschichte des jammervollsten Leides erzählen.

Wir fragen: wird der Oberste der Mundschenke seiner gedenken? Man meint, er müßte wohl. Wenn ihm im goldenen Pharaonenschloß die wassertriefenden, schmutzig schwarzen Wände und das feuchte, von Matten bewegte Lager des Kerkers einfiel, mußte ihm auch der flehende Blick des bleichen Gefangenen und seine bebende Stimme einfallen, deren Jaghastigkeit wahrhaft erschütternd wirkte?

Jetzt trat auch der Oberste der Bäcker vor. Sein Gewissen mußte ihm schon sagen, daß er nichts Gutes hatte träumen können, aber die günstige Auslegung, die des Mundschenken Traum erfuhr, machte ihm Hoffnung. Er wagte es auch, seinen Traum Joseph zu erzählen.

„Mir hat auch geträumt“, sprach er, „ich trüge drei weiße Körbe auf meinem Haupt und im obersten Korbe allerlei gebackene Speise dem Pharao, und die Vögel aßen aus dem Korbe auf meinem Haupt.“

Mit einem gewissen Prophetenblick erkannte Joseph, daß er hier einen schuldigen Verbrecher vor sich habe, und streng wie ein Engel des Gerichtes verkündete er ihm sein furchtbares Geschick.

„Drei Körbe sind drei Tage. Nach dreien Tagen wird Pharao Dein Haupt erheben und Dich an den Galgen hängen, und die Vögel werden Dein Fleisch von Dir essen“.

Der Bäcker mußte eine schwere That begangen haben. Wir merken es an dem tiefen Ernste Josephs und an der Art der Hinrichtung, die dem Missethäter angedrohet wurde. Denn das Aufhängen an den Galgen gehört bei den Ägyptern zu den schärfsten Todesstrafen, die nur selten ausgeführt wurden.

Wir wissen, wie die Erhaltung des Leibes den Ägyptern

zum künftigen Fortbestehen so notwendig erschien. Am Galgen aber, den Leib den Aasvögeln preisgegeben, — eine furchtbarere Strafe konnte nach ihren Vorstellungen nicht erfonnen werden. Zwei Leben, das jetzige und das künftige, wurden auf einen Schlag dahingegeben.

Wie mag der eben noch hoffnungsreiche Bäcker völlig zerschmettert zusammengesunken sein, als er eine solche Deutung seines Traumes erfuhr! Der dunkle Kerker ward zur Gerichtshalle und dabei zum Tempel, der bedeutamer war als alle die glänzenden Tempel der Aegypter, und der niedere Sklave wurde zum Priester und Propheten Gottes, der weitaus den ganzen Priesterstand Aegyptens überragte. Wenn auch Joseph stets im engsten Umgange mit Gott gewesen war, eine solche klare, bestimmte Offenbarung des Gotteswillens war ihm noch nicht geworden. Es war ein großartiger, bedeutungsvoller Augenblick in seinem Leben. Er glaubte auch annehmen zu dürfen, daß in seinem traurigen Dasein ein Wendepunkt eintreten würde. Allein so hell er durch Gottes Hilfe in die Zukunft anderer hineinschaute, so wenig war ihm seine eigene Zukunft enthüllt, und so manche Erfahrung er schon mit Menschen gemacht hatte, so wenig kannte er die Menschen.

Der Bäcker und der Mundschenk konnten nicht in größerer Aufregung die drei Tage, welche im Traume angedeutet waren, verleben als Joseph, der die schönsten Bilder der Freiheit vor seiner Seele gaukeln ließ, allein es sollte ihm Zeit genug gegeben werden, wieder zur Ruhe zu kommen.

Nach drei Tagen war der Geburtstag des Pharao. Geburtstage waren in Aegypten gewichtige Tage. Die Sterndeuter lasen am Tage der Geburt schon das künftige Geschick eines Kindes in den Sternen, und so blieben die Geburtstage Schicksalstage, die sich einer besonderen Feier



erfreuten. Am Königsgeburtstag sammelten sich alle Priester und Beamten um den Thron und priesen die Thaten des Monarchen im vergangenen Jahre. Zugleich wurden von Pharao selbst Gnaden ausgeteilt, eine Anzahl Gefangener erhielt Amnestie, und die Untersuchung gegen Angeklagte wurde aufgehoben. Selten geschah es, daß man an diesem Tage einen Act der Gerechtigkeit vernahm. Wie merkwürdig, daß dieser Geburtstag mit dem Entscheidungstage über das Geschick der Gefangenen zusammenfiel.

Pharao hatte wie immer auch diesmal die Gnadenliste in der Hand, und sein Blick fiel auf die Namen der beiden eingekerkerten Hösflinge. Als er nun den Namen des Obersten der Bäcker las, des Mannes, der sein besonderes Vertrauen genossen und der ihn schmäählich getäuscht hatte, erwachte von neuem sein Zorn über den Schändlichen, und er befahl seine sofortige Hinrichtung, während er den Mundschenken begnadigte.

Die Kerkerthüren öffneten sich. Die Pflegebefohlenen Josephs wurden hinausgeführt, der eine in das Königschloß, der andre an den Galgen. Der helle Tag und das warme Sonnenlicht drangen für einen Augenblick in die Gefängnisnacht. Wenn sie auch das graufige Geschick des Bäckers beschienen, wieviel Glückliche beleuchtete heute der Sonne Strahl!

Wird Joseph auch heute noch zu den Glücklichen gehören? Er stand da und sah in Gedanken verloren auf die Pforte, die geöffnet worden war und sich nun wieder geschlossen hatte. Wann wird sie sich ihm öffnen? Seine Hoffnung auf den Mundschenk und dessen Fürwort bei dem Pharao stand ihm felsenfest. Jetzt konnte der Mundschenk den Königspalast erreicht haben. Jetzt stieg er die breite Treppe hinan. Jetzt hatte er die Halle erreicht, wo der König



thront. Jetzt hat er seine Bekannten begrüßt und ist von ihnen beglückwünscht worden. Jetzt hat er sich bis zum Könige durchgedrängt. Jetzt sinkt er Dank stammelnd ihm zu Füßen und küßt seines Kleides Saum. Jetzt hebt ihn der König verzeihend auf, versichert ihn seiner erneuten Gnaden und verlangt einen Becher Weines von ihm kredenzt. Jetzt ist der Moment gekommen, wo der Mundschenk seine Bitte für den armen Unglücklichen im Gefängnis vorbringen konnte.

Stürmisch pochte Josephs Herz vor banger Erwartung. Jetzt könnte ein Bote kommen, der ihm seine Begnadigung brachte. Horch, kommen nicht Schritte? Sie entfernen sich wieder. Horch ein Gespräch! Es geht weiter. Kommt denn niemand, niemand?

Vielleicht hat er sich in der Zeit getäuscht? Vielleicht konnte der Mundschenk den König nicht so rasch sprechen? Er darf die Hoffnung nicht aufgeben, allein ihn ängstigt das draußen schwindende Tageslicht. Horch! Die Priester kehren heim. Wenn jetzt nicht bald jemand kommt, kommt niemand mehr. Vielleicht kommt der Mundschenk selbst? Er wartete Stunde auf Stunde, immer das Auge auf das Thor der Freiheit gerichtet, immer zitternd und hoffend bei jedem Geräusch, um immer schrecklicher das Gefühl der Enttäuschung zu empfinden. Zuletzt ruft er mit bebenden Lippen: Vorbei! Vorbei! und sinkt bitterlich weinend in eine Ecke des Gefängnisses.

In der heiligen Schrift steht mit dürren Worten: „Aber der oberste Schenke gedachte nicht an Joseph, sondern vergaß seiner.“

Wie schnell des Menschen Gefühle, Stimmungen und Vorsätze wechseln! Damals im Kerker war es dem Schenken gewißlich ernst gewesen, Joseph zu erretten. Die jammer-

volle Lage des Jünglings ging ihm zu Herzen. Als sich aber hinter ihm die Gefängnisthüre schloß und die Hofluft ihn statt der Kerkerluft umgab, traten ihm ganz andere Bilder vor die Seele. Die alte Hoffart und der alte Ehrgeiz erfüllten ihn. Er war wieder ganz der glatte, nach Gunst haschende, tänzelnde, schwänzelnde Höfling. Sein Gefängnisaufenthalt lag als ein müßter Traum hinter ihm. Wie den Schmutz des Kerkers hatte er auch alle Erinnerungen als unbequem und lästig von sich abgeschüttelt, da er die erste Stufe des Königspalastes betrat. Wie durfte er seine Gefängnisbekanntschaft auf den Lippen dem Throne seines Königs nahen? Was lag auch an dem sich krümmenden Sklavenmurm im Staube, wenn der Hofschmetterling nur wieder im Sonnenschein flattern, seine bunten Flügel zeigen und Honig aus den Blüten küssen durfte? Solange er selbst im Staube lag, war der Wurm gut genug zum Dienen und zum Trösten, aber was soll's nun weiter mit ihm? Der Wurm ist eben ein Wurm, und wenn er zertreten wird, erfüllt er das Schicksal eines Wurmes.

Der schmähsch Getäuschte dagegen saß da, die Hand auf dem pochenden Herzen und harrete und wartete in schmerzlicher Sehnsucht, und wie ein scharfer Stachel senkte sich herbe Bitterkeit in seine Brust, immer tiefer und tiefer. Könnten diese Augen täuschen und dieser ehrliche Händedruck lügen? Ist die Welt so schlecht und undankbar?

Mußte sich nicht ein Gefühl, das an Gott und den Menschen verzweifelte, des unglücklichen Verlassenen bemächtigen? Zwei Jahre lang zu harren und zu hoffen ist eine erschrecklich lange Zeit. Zwei Jahre, nachdem schon die Rettung so nahe gewesen war, nachdem er schon einen Blick in Licht und Freiheit gethan hatte.

Wenn jemand schwer krank gewesen ist und bekommt

einen Rückfall, so verliert der Körper an Widerstandskraft und erholt sich so leicht nicht wieder. Ähnlich ergeht es auch der Seele. Hat sich derselben einmal die volle Hoffnung auf Erlösung und Rettung bemächtigt, und die Hoffnung erfüllt sich nicht, dann ist es schwer, die alte Geduld, die alte Ergebung und den alten Glauben wieder zu finden, alles ist in ein gewisses Schwanken gekommen und vieles zum Fall. Denn jenes Schwanken der Seele ist die Erntezeit des Versuchers, der jetzt seine ganze Verführungskunst spielen läßt, um die Menschen in den Abgrund hinabzuziehen.

Armer Joseph, wie mußt Du in jenen zwei Jahren, bis Dich Pharao rief, gelitten und gekämpft haben!

Jetzt wirkten erst recht Sonnenschein und Jugendlust auf sein unruhiges Herz, jetzt lockte erst recht die Pracht und Herrlichkeit Agyptens auf seine empfängliche Phantasie. Dazu kamen die reizvollen Götterdienste der Agypter, die ihn fast täglich beunruhigten, indem der uralte Tempel des Ptah innerhalb der Mauern der Zitadelle, also gleichsam vor seinen Augen lag.

Schon die Tempelanlagen, die mit ihren Vorhöfen und Nebengebäuden fast das Gebiet einer kleinen Stadt einnahmen, hatten etwas Majestätisches. Zwei mächtige Obeliskten, jene aus einem einzigen roten Granit glattpolierten viereckigen Riesensäulen mit zulaufender Spitze, zeigten den Eingang an, während Alleen von Sphinxen, Löwen mit Frauenköpfen den Zugang bewachten und zwei Türme oder Pylonen das Portal des innern Hofes bildeten. Jetzt kamen Säulenhallen, Priesterwohnungen, Herbergen für Pilger, noch einzelne kleinere Höfe mit Nebentempeln und vor allen Dingen der Säulenhof des heiligen Stieres oder

Apis, mit dessen Käfig, „Sefos“ genannt, und endlich der gewaltige Tempel mit seiner weiten Vorhalle. Das Innere des Tempels war absichtlich dunkel gelassen, damit sich die auf den Säulen umher gemalten Figuren bei Fackelschein zu beleben und das von Rauchwolken eingehüllte Gözenbild zu bewegen schienen.

Eine gewisse Erstarrung lagerte über dem großartigen Ganzen, aber dieselbe vermehrte fast noch das Geheimnisvolle und Scheu einflößende, zumal wenn sich die schweigenden Scharen der weißgekleideten Priester in ernsthaftem Sinnen und Beten dort auf dem glatten glänzenden Pflaster bewegten.

Alles und jedes hatten letztere in die Reihe der gottesdienstlichen Handlungen gezogen. Kein Vorgang in der Natur blieb von ihnen unberücksichtigt. Jede ungewöhnliche Erscheinung am Himmel und auf Erden begrüßten sie als die Offenbarung einer Gottheit. Das ganze tägliche Leben war von einer unglaublichen Menge von Opfern, Gesängen und Gebeten durchwoben.

Feierlicher war es freilich an den großen Festen der Gottheiten, wann die Massen des Volkes in ungeheuren Prozessionen herangewallt kamen, und zur Nachtzeit alles in ein Meer von Fackeln, Lampen und Feuern getaucht war, wann auf Türmen und Stangen Wimpeln und Fahnen flatterten, und die erhabenen Gesänge der Priester durch das andächtige Volk und die schweigende Nacht hinhallten. Man konnte sich dann kaum eines frommen Schauers erwehren, so fremd und eigentümlich auch alle diese Gerbäuche einem vorkommen mochten.

Dabei fehlte es den religiösen Ansichten der Ägypter nicht an einem bestechenden Tiefsinn, so daß die geistgewandten Griechen und klugen Römer es nicht verschmäheten,

das Geheimnisvolle ihrer Kulte gerade den alten Ägyptern zu entlehnen. Natürlich war es finsternes, trostloses Heidentum, dem die Ägypter anhängen, allein wie in einem Haufen Staub, Asche und Sand ein Körnlein Gold gefunden wird, so findet sich auch manchmal in diesen alten Religionen ein Stücklein ewiger Wahrheit, allerdings in entstellter Form, aber doch als Überbleibsel einstiger göttlicher Offenbarung.

So glaubten zum Beispiel die Ägypter an die Unsterblichkeit der Seele, an ein jenseitiges Leben und an ein Gericht nach dem Tode mit Belohnung und Bestrafung, aber mit welchen sonderbaren Vorstellungen! Sie nahmen eine Wanderung der Seele durch Tier- und Menschenleiber an, die so lange fortgesetzt ward, bis die Seele zur Seligkeit der Göttlichen reif war. Die bösen und unreinen Seelen machten dazu ihre Wanderung durch unreine, verachtete Tiere (wie das Schwein) und durch die niederen, ausgestoßenen Menschenklassen (deren Berührung darum schon verunreinigte); die guten dagegen gingen durch die bevorzugten Tiere hindurch in die höheren Menschenklassen (wie die Priesterkaste) und waren somit befähigt, sofort an der Seligkeit teilzunehmen, welche sie sich selbstverständlich echt ägyptisch dachten. Denn nach ihrer Meinung schiffte der Verstorbene auf den himmlischen Gewässern, er ackerte, säete, erntete und drosch auf den himmlischen Feldern, welche rings von Wasser umgeben waren.

Um aber die volle Seligkeit genießen zu können, bedurfte die Seele, wie sie glaubten, den im Tode abgelegten Leib, und zwar ohne die geringste Verunstaltung. Darum in Ägypten jene ängstlich eifrige und sorgfältige, mit großen Geldopfern verbundene Aufbewahrung der Leichname

und jene massenhaften Mumien, die die Zerstörung der Jahrhunderte überdauert haben.

Wie heiß muß sich dieses Volk nach der Seligkeit gesehnt haben und doch wie verkehrt!

Den lebendigen Gott kannten sie nicht, sondern verehrten vielmehr wie so viele Heiden die vergängliche Natur.

Da sie nichts von dem Himmel und seiner Offenbarung wußten, sahen sie nur, was vor Augen war. Sie sahen die ungemeine Fruchtbarkeit, welche der Nilstrom durch der Sonne Licht und Wärme schuf, und nannten es „Gott“; sie sahen die empfangende, üppig treibende und pflanzende Erde und nannten es „Gott“; sie sahen die jedes Jahr eintretende Dürre, wenn der Glutwind des Südens den Segen der Felder zerstörte, und nannten es „Gott.“ Die Leben schaffende Kraft aber hießen sie den „Osiris“, den sie auch unter dem Namen „Ptah“ (Feuergott) oder „Ra“ (Sonnengott) oder „Ammon“ (verborgener Gott) verehrten; die Leben empfangende Kraft aber hießen sie die „Isis“ und rechneten auch wohl die Göttinnen „Neith“ „die Nacht“ und die „Hathor“ dazu; die Leben zerstörende Kraft endlich hießen sie „Typhon“. So waren Osiris, Isis und Typhon die Hauptgottheiten der Ägypter. Daneben trieben sie freilich noch sehr eifrig einen Tiergottesdienst.

Vor allen genoß der heilige Stier, „Apis“ genannt, göttliche Verehrung. Priester bedienten ihn und reichten ihm kniebeugend die heiligen Speisen. Wann er starb, war Landesstrauer, dagegen der glücklichste Tag Ägyptens, wann wieder ein neuer Apis gefunden wurde, was nicht leicht war. Denn das Tier mußte durchaus schwarz sein, durfte nur an der Stirne einen weißen Flecken, im Schwanz zwiefache Haare tragen und unter der Zunge

ein Gewächs haben in Gestalt des heiligen Käfers Skarabäus. Aber war er glücklich entdeckt, so wurde ein siebentägiges Fest gehalten, um seinen Einzug in Memphis, in dem Joseph so nahen Tempel des Ptah zu halten. Bewaffnete zogen vor ihm her, um dem drängenden Volk zu wehren. Dann kam der Apis selbst auf das herrlichste geschmückt, von den Priestern und Vertretern des Königshauses geleitet. Zwei reiche Knaben schritten nebenher und sangen sein Lob.

Ähnlich war die Vergötterung der Katzen, die auf kostbaren Teppichen und Polstern ruheten, aus goldenen und silbernen Schalen speisten, und deren Verletzung unwiderruflich den Tod des Missethäters nach sich zog.

Auch Hunde, der Bock, eine Affenart, die Spitzmaus, der Ibis und der Sperber, Schlangen und Krokodile und der Käfer „Skarabäus“ (Mistkäfer) wurden angebetet.

Doch standen alle diese heiligen Tiere in irgend einer Beziehung zu den drei Gottheiten, indem sie nach der Anschauung der Ägypter entweder Licht, Leben und Fruchtbarkeit förderten oder zerstörten.

Die Priesterschaft suchte diesen an sich komischen Anbetungen eine tiefere Bedeutung und Beziehung zu geben. Auch förderten sie jene sinnige Sage von Osiris, Isis und Typhon, die recht den Ursprung ihres Götterdienstes kennzeichnet.

Osiris, der höchste Gott und Herr von Ägypten, soll nach dieser Sage die eigentliche Kultur des Landes begründet haben, indem er den Bau der Feldfrüchte einführte und Gesetze gab. Von Ägypten aus zog er in die Ferne, um auch die übrige Welt mit seinen Segnungen zu beglücken. Musik und Gesang waren die Mittel, womit er alles umgestaltete. Aber er dachte nicht an seinen schlimmen Feind, den Typhon. Als er arglos zurückkehrte, wurde er



von diesem und zweiundsiebzig Genossen überfallen und getötet. Den Leichnam aber ließ Typhon im Mumienkasten nach dem Nordmeer treiben.

Isis, die Göttin, suchte wehklagend ihren Geliebten, ohne ihn finden zu können, bis der „Wind des Gerüchtes“ ihr mittheilte, die Leiche sei an die Gestade Phöniziens getrieben. So traf sie endlich in Byblos in Phönizien den Kasten, von einer Tamariske umgeben.

Während Isis Hilfe suchte, zerstückte Typhon die Leiche. Aber der Sohn des Osiris und der Isis „Horos“ stellte sich an die Spitze der Osiriskämpfer und tötete den wilden Typhon. Der nun wieder von den Toten erstehende, von seinem geliebten Sohne befreite Osiris eilt in die Arme seiner freudig erregten Gattin Isis.

Unter Osiris ist hier nichts anderes als der in das Nordmeer sich ergießende Nilstrom zu verstehen und unter dem Typhon und seinen zweiundsiebzig Genossen der zweiundsiebzig Tage anhaltende Glutwind. Isis aber ist die ausgedörrte Erde, die in ihrer Verwüstung jammert und klagt, bis Horos der Frühling dem Typhon ein Ende macht und die alte Fruchtbarkeit wiederherstellt.

In so prächtigem, sinnigem Gewande wußten aber die Priester ganz einfache Naturvorgänge zu schildern und verstanden sie noch herrlicher in einzelnen Schauspielen, wo alles, was die damalige Kunst vermochte, in Anwendung kam, der entzückten Menge vorzuführen.

Joseph mußte oft genug von der Zitadelle aus alle diese Schauspiele mit ansehen, wann Fackellicht die Nacht zum Tage erhellte, wann Trompeten und Donnerschläge und die Triumphgesänge der Priester den Sieg des Horos verkündeten und das Volk jauchzte und jubelte.

Kann aber ein Menschengemüt unter so vielen groß-



artigen und bedeutenden Eindrücken unberührt und unbewegt bleiben? Wird nicht oft ein ernster, fester Mann gegen seinen Willen und gegen seine bessere Einsicht in den Strom ganz verkehrter Zeitmeinungen und Moden hineingerissen, weil er dem allgemeinen Drängen nicht widerstehen kann? er gleicht einem einzelnen Baume, der hineingestellt ist mitten in die reißende, wirbelnde Flut. Furchtbar ist der Andrang der Wasser gegen Stamm und Geäste, eine Zeit lang halten die Wurzeln, doch auch diese werden unterwühlt. Der feste Grund, worauf er steht, wird losgeweicht. Da ist kein Halt mehr. Unwiderstehlich reißt ihn des Wassers Gewalt nach oben und wirbelt ihn vorwärts, bis er im allgemeinen Strom verschwindet.

Joseph hatte auch diesem überwältigenden Sturm Widerstand zu leisten. Dabei war er kein erfahrener, kenntnisreicher Mann, sondern noch jugendlich und in vielem ein Neuling, auch nicht in Verbindung mit andern, sondern losgelöst von der Heimat in ihren Überlieferungen dazu geistig übertäubt durch die vielfachen Schicksalsschläge und im Herzen bange, da des Herrn Hilfe zögerte; allein sein Glaube wurzelte nicht in löslichem Grunde, sondern in unwandelbarem Fels, an dem alle Wassermoggen zerschellten. Den einfachen Gottesdienst seiner Väter konnten ihm kein Prunk überglänzen, keine Fackeln überleuchten, keine Lieder übersingen, keine Priesterweisheit überzeugen.

Joseph war groß, als er mitten in der sich ihm aufschließenden Kulturwelt und unter den ersten Schlägen des Schicksals seinen Glauben festhielt, aber noch größer, da er nach getäuschter Hoffnung bei dem jahrelangen Schweigen des Himmels und bei seinen äußeren und inneren Kämpfen in seinem öden Gefängnis bei dem Glauben beharrte.



Josephs ureigenstes Wesen ist die Treue; treu seinen irdischen Herren, aber noch treuer seinem Gott, nichts vermochte jemals seine Treue zu erschüttern.

Nun auch Gott ist getreu, und er verläßt seine Getreuen nicht.

## Joseph vor Pharao.

### III.

Am ägyptischen Königshofe herrschten ganz bestimmte Gewohnheiten und Zeremonien, die in Stein gegraben bis auf uns gekommen sind. So wurde der König morgens von jungen Priestern aus dem Schlafe geweckt beim ersten Hahnenschrei und direkt vom Bett ins Bad geführt. Durch das Bad gereinigt und erfrischt wurde er darauf mit dem Königsgewande geschmückt und von den Priestern zum Altar im Hofe des Schlosses geleitet, wo er vor den Augen des Volkes ein Opfer darbringen mußte.

Während der Pharao den Göttern opferte, betete der Oberpriester mit lauter, feierlicher Stimme und pries die Vorzüge und Tugenden des Königs. Seine Fehler und Sünden verschwieg er oder lud sie auf das Haupt seiner schlechten Ratgeber. Dagegen vergaß er nicht, den König zum Guten zu ermahnen, auf das Beispiel großer Männer in ihren heiligen Schriften hinweisend.

Darnach begab sich der König im abermaligen Gefolge der Priester in seine Gemächer, um die Regierungsgeschäfte zu erledigen, die in dem heranwachsenden Kulturstaate oft verwickelt genug waren.

Der Pharao war Priester und Gott zugleich. Ehe er den Thron bestieg, sorgten die Priester dafür, daß er in

den Priesterstand aufgenommen wurde. Das Volk aber verehrte in ihm den Sohn des Ra, den echten Sprößling des Sonnengottes. Hoch und erhaben stand er über allen Sterblichen, die sich vor ihm bücken und beugen und im Staube liegen mußten.

Der Maßstab, den die stolzen Pharaonen selbst anlegten, um die Größe und Höhe zu bestimmen, mit der sie andere Menschen überragten, finden wir in ihren Grabdenkmälern, welche sie sich bauten, in den Pyramiden.

Diese Steinberge schienen ihnen eben gerade groß genug im Unterschiede von den anderen Grabdenkmälern, ihre Mumien zu beherbergen.

Jeder König begann den Bau seiner Pyramide mit seinem Regierungsantritt.

Über dem inneren Felsengrab erhob sich ein viereckiger, sich nach oben verjüngender Bau von Steinblöcken, der bei der Fortdauer der Regierung immer neue Steinmäntel umgelegt bekam bis zum Tode des Königs. Dann wurde nur noch der äußerste Mantel vollendet und nach Beisetzung der Leiche der Eingang mit Felsplatten geschlossen; Cheops soll an seiner Pyramide hunderttausend Menschen vierzig Jahre haben bauen lassen.

Als später die Könige nach Theben übersiedelten, trieben dieselben es ähnlich wie zu Memphis mit dem Pyramidenbau dadurch, daß sie für ihre Totenwohnungen Berge aushöhlten.

Die mächtige Priesterkaste hätte gerne den Pharaonen die göttliche Verehrung der Massen und ihre Riesengräber gelassen, wenn dieselben sich nur besser vor ihr gedemüthigt hätten. Sie hätte am liebsten die Könige zu einer Art Popanzen gemacht, unnahbar für das Volk, aber auch vom Volke für ewig getrennt und obwohl ein Gegenstand der eifrigsten Huldigung und Anbetung, zur schreck-

lichsten Unthätigkeit verdammt, ähnlich wie die steinernen Götzenbilder in den Tempeln. Aber die Pharaonen, obwohl bereits von einem ganzen Netz von Zeremonien umgeben, wollten doch nicht zu willenlosen Werkzeugen in den Händen der Priester herabsinken. Dazu waren sie noch zumal in den Zeiten Josephs zu kräftig. Bald thaten sie sich als gewaltige Kriegsfürsten hervor, die nach Osten und Süden die Grenzen ihres Reiches erweiterten, bald als weise Regenten, die durch gute Staatseinrichtungen und Gesetze die Entwicklung ihres Landes förderten und zur Blüte brachten, die sich aber durchaus nicht scheuten, hier und da mit dem Priesterstand ein kleines Scharmügel zu wagen und denselben mit seinen Anmaßungen verb zuzurückzuweisen.

Der Pharao, mit dem wir es zu thun haben in unserer Erzählung, war zum Beispiel ein sehr selbständiger Mann, der sich weder in seinen Entschlüssen noch in der Durchführung derselben beeinflussen ließ, und der neben einem raschen und sicheren Blick in der Wahl von Personen und Mitteln große Treue der Gesinnung verband. Doch wir werden ihn ja noch näher kennen lernen.

An jenem Morgen, da Pharao die zwei so bedeutsamen Träume gehabt hatte, scheint das sonst eiserne Zeremoniel nicht so genau eingehalten worden zu sein. Der König war zu aufgereggt, um auf das Waschen und Ankleiden der Priester zu warten. Er schickte vielmehr selbst nach ihnen aus, daß sie ihm hülften, die Unruhe des Herzens zu beseitigen. Solche seltsame Gesichte hatte er noch nicht gehabt.

Sechszwanzig Priester aus allen Priesterkörperchaften, die obersten und auch meistens die gelehrtesten und feinsten wohnten ständig in Memphis, um die nächste Umgebung des Königs zu bilden und stets zu seiner Be-

ratung gegenwärtig zu sein. Zu ihnen wurde zuerst geschickt, aber trotz ihrer Klugheit und Gelehrsamkeit standen sie den Träumen gegenüber so ratlos da wie der Pharao selbst.

Boten flogen, durch den Unmut und die Aufregung des Herrschers angefeuert, nach allen Richtungen des Reiches, wo sich nur Priester fanden, wie nach dem nahen On, so auch nach dem fernen Theben. Alle sollten kommen, wer nur etwas verstände, die sogenannten Propheten und die heiligen Schreiber, die Sänger und Dichter, aber vor allen Dingen die „Alleswissenden“ oder Horoskopener. Und sie kamen alle, so schnell es nur die damaligen Transportmittel erlaubten.

In dem Königspalast herrschte eine ungeheure Bewegung. Die Unruhe und Ungewißheit des Königs hatte sich seiner ganzen Umgebung mitgeteilt, wie die Unruhe des Herzens den ganzen Körper beherrscht.

Bis hinunter in die Küche und bis in den Stall hinein stand die Dienerschaft und überlegte und horchte auf jedes entscheidende Wort, was aus dem Munde der Weisesten des Volkes kam und was rasch durch das Schloß die Kunde machte. Aber was die gelehrten Herrn auch sagen mochten, und wie sie auch ihr Gehirn anstrebten, jeder bis zu dem Küchen- oder Pferdejungen herunter merkte sofort, daß ihre Auslegung die richtige Deutung nicht sein konnte. Je mehr jedoch geraten wurde und je geheimnisvoller und dunkler die Träume erschienen, desto mehr steigerte sich die Aufregung und Erwartung.

Es kamen ja immer noch neue Scharen heran. In ihren weißen Gewändern und mit ihren kahl geschorenen Häuptern und ihren ernstesten Gesichtern schritten sie feierlich durch die langen stillen Sphinxalleen hindurch, die glänzend

polirten breiten Granittreppen des Schlosses hinan, bis sie in dem hohen Säulengemach standen, wo der Pharao auf seinem Goldthron saß, das Gesicht hoch geröthet vor unbefriedigter Spannung und das Auge voll Zornesblitze über die Unwissenheit seiner Priester.

„Das ist Potipheras, der Priester von On“, flüsterte man, als wieder eine Schar Priester nahete. Man sah schon der äußeren Würde dieses Mannes an, daß er bedeutender war als die anderen.

„Das ist der berühmte Horoskop, der sich ebenso durch seinen musterhaften Wandel als auch durch seine Weisheit auszeichnet. Er kennt den Himmel und die Erde. Sein Wissen durchleuchtet und durchdringt alles wie der Sonne Licht. Wenn er die Träume des Pharao nicht zu ergründen vermag, so vermag es keiner.“

Auch er vermochte es nicht. Er erklärte offen sein Unvermögen.

Nun war nur noch eine Hoffnung. Das waren die Priester von Theben. Sie waren die fernsten, und die unbekannte Ferne bevorzugt oft der Mensch vor der ihm befreundeten Nähe. Doch auch die Ferne brachte nichts.

Die ganze Weisheit eines großen, hochgebildeten Reiches lag am Boden, und gerade in der Traumdeutkunst, wo diese Priester groß zu sein glaubten, trat ihre Ohnmacht zu Tage. Wie zermarterten sie ihre Köpfe, wie strengten sie ihren nicht unbedeutenden Scharfsinn an! Galt es doch, den Grimm des gewaltigen Herrschers zu versöhnen und seine erneute Gunst sich zu erwerben.

Da war endlich der Augenblick gekommen, wo dem undankbaren und vergessenen Mundschinken der arme Joseph im Gefängnisse einfallen mußte, nicht ob er wollte. Wie wunderbar Gott alles fügt! Bei seiner Weltregierung greift



alles fest und sicher ineinander, noch fester und sicherer wie die Räder in einer Maschine, so frei sich auch alles entwickelt. Hier waren die Deutungen der Träume die ineinandergreifenden Räder, die Joseph zu einem großen Herrn in Agypten machen sollten.

Später, als der zum König erwählte David sich zu seiner hohen Bestimmung ausbilden sollte, war es sein Saitenspiel, was ihn von den Schafen hinweg an den glänzenden Königshof des Königs Saul brachte. Gott fehlt es nie an Mitteln und Wegen. Aber von uns verachtete Fähigkeiten und kaum bemerkte Ereignisse sind in der Hand Gottes die Räder der großen Weltmaschine. An der Traumdeutung Josephs hing die ganze Entwicklung des Volkes Israel und an Davids Saitenspiel die Blüte und Größe dieses wunderbaren Volkes.

Dem Mundschenten stand wieder alles lebendig vor der Seele, jener merkwürdige Morgen im Gefängnisse, wo der fremde Sklave ihnen, den vornehmen Herren, aus der Verlegenheit half und ihnen die Träume deutete und dann am dritten Tag die wunderbare Erfüllung der Träume. Er fühlte nochmals den Schauer, als sein Freund und Genosse von seiner Seite an den Galgen geschleppt wurde, und die Wonne, als er wieder in Gnaden angenommen war.

Da redete, wie es heißt, der oberste Mundschenk zu Pharao und sprach: „Ich gedenke heute an meine Sünde, da Pharao zornig ward über seine Knechte und mich mit dem obersten Bäcker ins Gefängniß legte, in des Hofmeisters Hause. Da träumte uns beiden in einer Nacht, einem jeglichen sein Traum, des Deutung ihn betraf. Da war bei uns ein hebräischer Jüngling, des Hofmeisters Knecht, dem erzählten wir's. Und er deutete uns unsere Träume, einem jeglichen nach seinem Traum. Und wie er



uns deutete, so ist's gegangen; denn ich bin wieder in mein Amt gesetzt, und jener ist gehenkt."

In der Verlegenheit ist jedes Mittel recht. Wie oft haben Kranke aus höheren Ständen, wenn die ärztliche Kunst nicht ausreichte, die Weisheit von niederen Leuten benutzt, und wie manchmal hat sich ein ratloser Herr statt von seinen Freunden von seinen Bedienten raten lassen.

Auch Pharao war froh, als er von diesem Auskunftsmittel hörte. Es heißt:

"Da sandte Pharao hin und ließ Joseph rufen, und sie ließen ihn eilends aus dem Loch."

So schlug denn endlich Josephs Erlösungstunde. Wie lange er wider Urteil und Recht bloß aus schnöder Rache eines sündigen Weibes in jenem „Loche“, wie das Gefängnis genannt wird, geschmachtet, läßt sich mit Gewißheit nicht mehr sagen. Als er das üppige Sonnenland Aegypten erblickte, war er siebzehn Jahre alt, und als er vor Pharao hingeführt wurde, hatte er bereits das dreißigste Lebensjahr erreicht. Gewißlich hat er darnach seine schönsten Jünglingsjahre nicht bloß im armseligen Sklavendienst, sondern gar die meiste Zeit im dumpfen Kerker verlebt.

O wie mag auch der arme, bleiche Gefangene aufgetan und mit trunkenem Blicke die schöne, sonnbeglänzte Welt verschlungen haben, als sich ihm an der Hand der Diener Pharaos die schwere Gefangnisthüre öffnete!

Sein Schicksal war noch unentschieden, allein ihm leuchtete doch ein Hoffnungstern. Hatte sich endlich der Mundschent seiner erinnert und angenommen? Was sollte er sonst bei dem Pharao? Konnte es etwas anderes sein, als daß dieser von seiner Unschuld gehört hatte und wollte ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen?

Ach wie wenig kannte noch Joseph die Pharaos und

ihre Umgebung, daß er wähnte, man würde bloß um seiner Unschuld willen so viel Aufhebens machen. Allzuviel Gutes las er auch nicht gerade aus den strengen Mienen und dem eifrigen Benehmen der Diener. Nun irgend eine Wendung gab es doch in das fürchterliche Einerlei seines dunkelen Grabes. Wie dieselbe werden würde, überließ er Gott, und er hatte recht, daß er auf Gott baute. Die Menschen hätten ihn alle verlassen.

Zunächst wurde Joseph in eine Barbierbude geführt, die es damals schon gab, wie auch Rasiermesser, die in ihrer Gestalt merkwürdige Ähnlichkeit hatten mit den unsrigen. Es liegt etwas ungemein Festhaltendes in der Menschheit, selbst oft darin, was nur die äußere Form eines Gegenstandes angeht, indem sich die erste zufällige Gestalt einer Erfindung oft Jahrhunderte, ja Jahrtausende erhält.

Josephs Lockenhaar und sein männlicher Bart mußten unter dem Schermesser fallen, denn nach ägyptischer Sitte durfte nur ein auf Kopf und Gesicht glatt Geschorener dem Könige nahen.

Der Brauch des Scherens gehörte zu den Reinigungsgesetzen der Ägypter. Wenn diese aber schon an sich peinlich genug waren, so verlangte die Erscheinung vor dem Pharao absolute Reinheit. Geschoren und gebadet, mußte darum bei Joseph auch noch seine Kleidung fallen, und wurde ihm ein völlig neues Gewand angelegt, wie es heißt: „Er ließ sich beschoren und zog andere Kleider an und kam hinein zu Pharao.“

So sehr die ungeduldige Laune des Herrschers die höchste Beschleunigung in der Vorführung des verheißenen Traumdeuters verlangte, durfte doch nichts in diesen Vorschriften versäumt werden.

Die fahlen Wangen Josephs röteten sich etwas, als man sich der Säulenhalle des Königs näherte, und ließ diese zarte Röte die Feinheit und Schönheit seines Gesichtes recht hervortreten, auch zeigte sich in dem neuen talarähnlichen Kleide die ganze Höhe und Würde seiner edlen Gestalt, und wenn auch anfangs eine gewisse Schüchternheit und Befangenheit ihn bei dem Anblick der glänzenden Versammlung ergriffen hatte, so festigte sich sein Schritt, je näher er zu dem Throne des Pharao herankam.

Es ist ja wunderbar, wie die Kinder Gottes im rücksichtslosen Vertrauen auf Gottes Hilfe und Beistand sich besser in alle Schicksals- und Lebenslagen zu finden wissen als die anderen Menschenkinder, die sich nur auf ihre eigene Kraft und Klugheit verlassen.

Wir bemerken bei Joseph eine Freiheit des Benehmens, eine Bestimmtheit des Auftretens und eine Würde in seiner Erscheinung dem Pharao gegenüber, die man ganz gewiß nicht von einem ehemaligen Hirtenknaben und späteren Sklaven, den man aus dem Gefängnis herbeischleppte, erwartet hätte.

Joseph fühlte, daß der Geist Gottes in dieser Stunde über ihm war. Derselbe leuchtete aus seinen Augen und seinem Gesichte und verklärte dasselbe, so daß Pharao, tief berührt von dem Eindruck, den der vorgeführte Gefangene auf ihn machte, sich sagen mußte: „Das ist der Mann, der deine Träume deuten kann, der mehr weiß als alle deine Priester.“

Ohne Zaudern begann er: „Mir hat ein Traum geträumt und ist niemand, der ihn deuten kann; ich habe aber gehört von Dir sagen, wenn Du einen Traum hörst, so kannst Du ihn deuten.“

Joseph antwortete Pharao und sprach: „Das stehet bei mir nicht.“

Diese Worte sind nicht etwa eine Formel höflicher Bescheidenheit, worunter die Welt oft ihre durchaus nicht geringe Meinung von sich gerne verbirgt, sondern die wirkliche Ansicht Josephs, der ja jedesmal bei der Auslegung der Träume fühlte, daß es wie eine Offenbarung Gottes über ihn kam, der aber auch diesmal nicht an Gottes Hilfe zweifelte.

Was er beifügte: „Gott wird doch Pharao Gutes weissagen“, klingt fast wie ein Gebet, daß er, der schwer Heimgesuchte, nicht gar bestellt sein sollte, dem furchtbaren Herrscher Unangenehmes und Schlimmes zu prophezeien.

Pharao sah in der Antwort Josephs den Willen, seine Träume auszulegen, und erzählte: „Mir träumte, ich stünde am Ufer bei dem Wasser und sah aus dem Wasser steigen sieben schöne fette Kühe und gingen an der Weide im Grase. Und nach ihnen sah ich andere sieben dürre, sehr häßliche und magere Kühe heraussteigen. Ich habe in ganz Aegyptenland nicht so häßliche gesehen. Und die sieben mageren und häßlichen Kühe fraßen auf die sieben ersten fetten Kühe. Und da sie die hineingefressen hatten, merkte man nicht an ihnen, daß sie die gefressen hatten, und waren häßlich gleich vorhin. Da wachte ich auf. Und ich sah abermal in meinem Traum sieben Ähren auf einem Halme wachsen, voll und dick. Darnach gingen auf sieben dürre Ähren, dünne und versenget. Und die sieben dünnen Ähren verschlangen die sieben dicken Ähren. Und ich habe es den Wahrsagern gesagt, aber die können's mir nicht deuten.“

Gott muß den dünkelfaften Menschen, wenn sie nicht trunken werden sollen vor eitel Hochmut, von Zeit zu Zeit

sagen: „Ihr wisset nichts und könnet nichts. Eure Wissenschaft und eure Kultur, auf die ihr euch so viel einbildet, ist Flickwerk und Stückwerk und eure Macht, auf die ihr so stolz seid, kann nirgends bestehen und stürzt zusammen wie ein Bretterhaus vor dem Hauch des Windes.“ Gott sagt es ihnen auch genugsam, am meisten durch gewaltige Strafgerichte, damit die Menschen nicht vergessen, daß ein Gott sei, und damit sie lernen sich demütigen unter seine gewaltige Hand. Aber fast ebenso oft zündet er ihnen ein Licht an, wodurch ihre Schwäche und Erbärmlichkeit beleuchtet wird.

Das hellste Licht war Jesus Christus, der sich darum auch das Licht der Welt nennt. In ihm ist uns eigentlich ein ständiges Licht gegeben als sicherer Maßstab für den Wert und Unwert aller unserer Bestrebungen und Kulturverhältnisse, und wir brauchen zu unserer vollen Demütigung nichts, als daß wir aus unserer aufgeblasenen Wichtigkeit und irrthumsreichen Wichtigthuerei heraus nach seiner himmlischen Klarheit und Herrlichkeit schauen. Da ist im Licht das Gericht.

In dem alten Heidentum und Götzendienste zündete Gott weniger Lichter dieser Art an. Das Auftreten des Propheten Daniel am babylonischen Königshofe ist ein solches Licht. Auch Elias, als er auf dem Berge Karmel die Baalpriester zu schanden machte, muß als solches gelten. Doch ein anschaulicheres Bild des Sieges des einfachsten Gottesglaubens über üppig hervorstechende heidnische Wissenschaft und Kultur gibt es wohl kaum als hier die Traumdeutung Josephs.

Ein ganzes großes herrliches Reich, das durch Weisheit und Gelehrsamkeit so hervorleuchtete, daß es einen der bedeutendsten Plätze in der Kulturgeschichte der Mensch-

heit einnimmt, war in seinen gelehrtesten und weisesten Vertretern vor seinem Könige erschienen, um einen nahe liegenden Traum zu deuten. Ihnen gegenüber stand ein einfacher junger Mann, der von allen ihren Wissenschaften nichts wußte, der aber, wenn er auch nicht Vertreter der Wissenschaft sein konnte, als Vertreter des wahrhaftigen Gottesglaubens auftrat im Gegensatz gegen den prunkendsten und prahlendsten Gözendienst.

Der Vertreter Gottes ist ein geborener Hirtenknabe im Sklavengewande, die Vertreter der heidnischen Welt sind eine stolze sprach- und denkgewandte Priesterschaft, unstreitig die gebildetsten und geschicktesten der damaligen Zeit. Aber der König muß dem Sklaven gestehen: „Ich habe es den Wahrsagern gesagt, aber die können's mir nicht deuten.“ Und der auf die Hilfe Gottes vertrauende Sklave deutet leicht und schnell, was diese ganze große, hochfahrende Versammlung mußte ungedeutet lassen.

Joseph antwortete Pharao: „Beide Träume Pharaos sind einerlei. Gott verkündigt Pharao, was er vorhat. Die sieben schönen Rüge sind sieben Jahre, und die sieben guten Ähren sind auch sieben Jahre. Es ist einerlei Traum. Die sieben mageren und häßlichen Rüge, die nach jenen aufgestiegen sind, das sind sieben Jahre, und die sieben mageren und versengten Ähren sind sieben Jahre teure Zeit. Das ist nun, daß ich gesagt habe zu Pharao, daß Gott Pharao zeigt, was er vorhat. Siehe, sieben reiche Jahre werden kommen in ganz Agypterland. Und nach denselben werden sieben Jahre teure Zeit kommen, daß man vergessen wird aller solcher Fülle in Agyptenland, und die teure Zeit wird das Land verzehren, daß man nichts wissen wird von der Fülle im Lande vor der teuren Zeit, die hernach kommt; denn sie wird fast schwer sein.“

Daß aber dem Pharao zum anderenmal geträumt hat, bedeutet, daß solches Gott gewißlich und eilend thun wird.“

Nachdem Joseph in dieser Weise die Träume gedeutet hatte, fuhr er fort: „Nun sehe Pharao nach einem vernünftigen und weisen Manne, den er über Aegyptenland setze, und schaffe, daß er Amtleute verordne im Lande und nehme den Fünften in Aegyptenland in den sieben reichen Jahren und sammle alle Speise der guten Jahre, die kommen werden, daß sie Getreide aufschütten in Pharaos Kornhäuser zum Vorrat in den Städten und verwahren es, auf daß man Speise verordnet finde dem Lande in den sieben teuren Jahren, die über Aegyptenland kommen werden, daß nicht das Land vor Hunger verderbe.“

Das war nicht der eben aus dem Gefängnis gekommene Sklave, der so gewaltiglich und mahnend zu dem mächtigen Könige redete, sondern ein geisterfüllter Gesandter des großen Gottes, der in seinem Namen die Zukunft enthüllte und in seinem Namen Weisungen gab, wie man dem nahenden Verderben entrinnen könne. Wie hätte Joseph, ohne von diesem hohen Bewußtsein getragen zu werden, so frei herauszureden vermocht und in seiner armen Stellung solche Ratschläge dem allmächtigen Herrscher zu erteilen gewagt, wenn er auch, da er wie einer klug und praktisch war, sich Ähnliches denken konnte?

Seine Wangen glüheten, seine Augen leuchteten, seine ganze Gestalt war wie von höherem Lichte umflossen.

Stauend betrachtete ihn seine Umgebung. Wer legte solche Weisheit auf des fremden Sklaven Lippen, wer gab dem Niedrigstehenden solche Schönheit, solche Würde? Die Diener drängten in die offene Halle. Selbst die Königin und ihre holden Frauen wurden neugierig, ihn zu sehen.



Die Wahrheit, und wenn sie in ihrem schlichtesten Gewande auftritt, hat etwas Überwältigendes und Zündendes, dem niemand widerstehen kann. Sie ist dabei meistens so einfach, so faßbar und selbstverständlich, daß man es nicht begreifen kann, wie man nicht selbst darauf gekommen ist, und daß man glaubt, man hätte bei einigem Nachdenken es finden müssen, obwohl es sicher nicht wahr ist. Bei irgend einer Entdeckung oder Erfindung, bei der Lösung eines Problems oder bei einem lichtgebenden Gedanken, der plötzlich bekannt wird, können wir es nicht verstehen, daß die Menschheit so lange im dunkeln wandeln konnte.

So mußte gleich jedermann bis zum niedrigsten Sklaven herab, als Joseph die Deutung des königlichen Traumes gab, daß diese Deutung richtig sei; aber die hochfahrenden Priester ärgerten sich, daß sie Kirschrot wurden im Gesicht, weil sie nicht auch auf diese Deutung gekommen waren. Sie lag doch so auf der Hand. Ja sie hätten als Verkünder der in Ägypten giltigen religiösen Anschauungen viel eher als sonst jemand darauf kommen müssen. Wie oft hatten sie den Nil, das war ja das Wasser, an dessen Ufern der Pharao im Traume gestanden hatte, als Bringer der Fruchtbarkeit, als Osiris hingestellt und hatten die Isis als Trägerin der Fruchtbarkeit in dem Bilde der Kuh versinnbildlicht! Waren sie denn nun mit Blindheit geschlagen, daß sie im Bilde der aus dem Nil hervorstiegenden Kuh nicht die Fruchtbarkeit erkannten, und daß sie in dem die Ähren versengenden Ostwind nicht den Typhon sahen? Mußten sie denn nicht durch den alles verbrennenden Typhon auf die eintretende Dürre geführt werden und durch die öfters erscheinende Siebenzahl auf gewisse Zeitabschnitte? Es war unverzeihlich, daß hier ihr Scharfsinn so schmähhlich unterlegen war.



Aber je klarer sie jetzt alles sahen, desto verwunderter blickten sie auf den fremden Mann, der den tieferen Sinn und die Bilder ihrer religiösen Anschauung nicht kennen konnte und doch so richtig deutete und darlegte. Zugleich wurde der König und sein Volk tief ergriffen durch die scharf gezeichnete Enthüllung der ihnen bevorstehenden vierzehn Jahre und fühlten dabei die schlagende Wahrheit und Weisheit der Ratschläge Josephs, wodurch Mittel gegeben wurden, sich dem kommenden Übel zu entziehen.

Sie wurden insgesamt von dem Wesen eines höheren Geistes erfasst, was mit den Worten gemeint ist: Die Rede Josephs gefiel Pharao und seinen Knechten wohl.“ Doch wußten sie nichts von Gott selbst, dem wahrhaftigen Gott. Auch Pharao wußte nichts, obgleich er zu seiner Umgebung fragend sagt, indem er auf Joseph deutet: Wie könnten wir einen solchen Mann finden, in dem der Geist Gottes sei?“

Er sah längst in ihm nicht mehr den armen fremden Sklaven. Der Eindruck, welchen der wunderbare Mann auf ihn machte, war zu gewaltig. Er sah in ihm vielleicht einen Boten des Ra, des Sonnengottes, der Licht in das herrschende Dunkel bringen sollte, oder einen von dem mächtigen Gotte von Theben, von Ammon, mit Geist und Gaben ausgerüsteten Mann, jedenfalls einen Liebling der Götter, dessen Geist sie mit größerer Weisheit und Kraft erfüllt hatten.

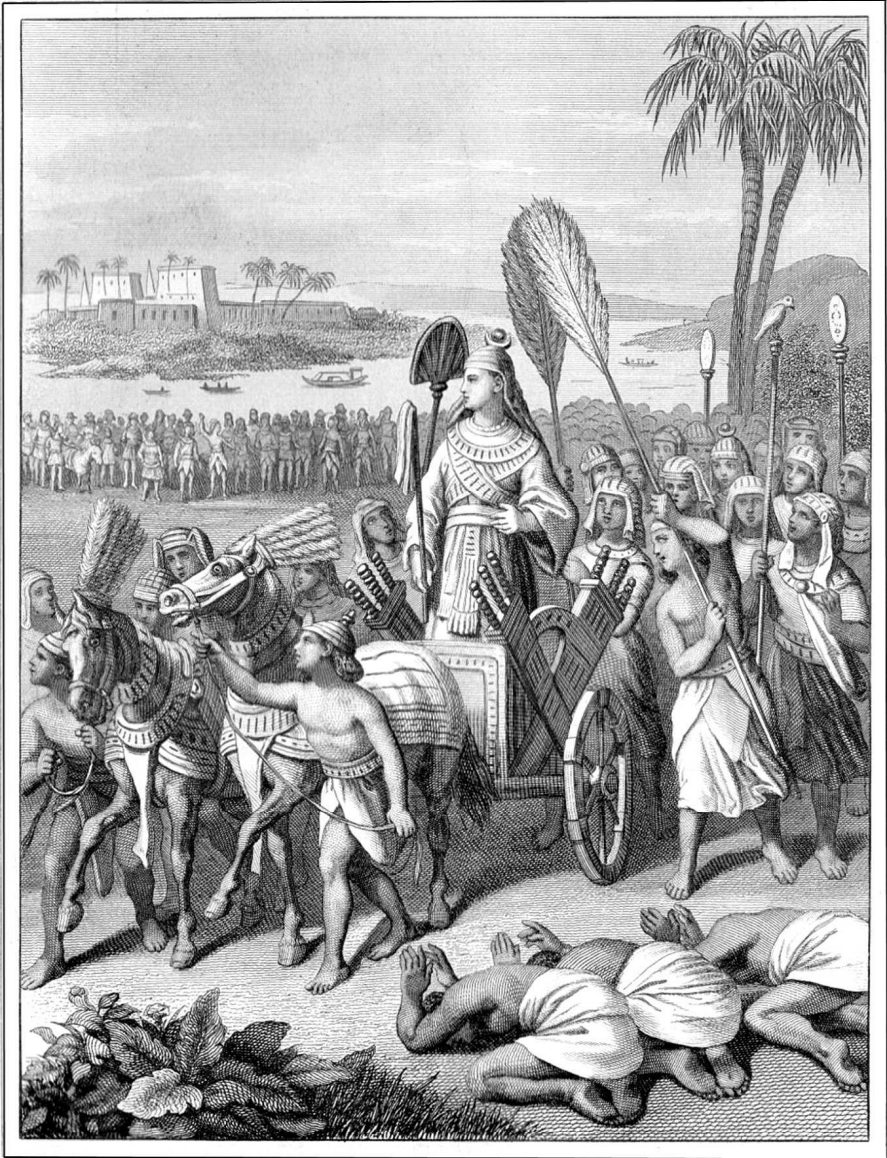
Aber wenn auch Pharao noch voll in seinen heidnischen Anschauungen befangen ist, so bringt er, freilich unbewußt, jedoch mit ahnendem Geiste dem wirklichen Gott seine Huldigungen dar, indem er seinen Stellvertreter und einzigen Anbeter im weiten Heidenlande mit hohen Ehren überhäuft.

Es ist ein glänzender Sieg des wahrhaftigen Gottes=

geistes über alle Menschenherrlichkeit, dort allerdings von keinem begriffen, als der stolze Pharao von seinem Throne niedersteigt, den eigenen Ring von seiner Hand wegnimmt und ihn an Josephs Finger steckt, ihm eigenhändig ein weißseidenes Gewand anlegt und ihm eine goldene Kette um den Hals hängt und sagt: „Weil Dir Gott solches alles hat kund gethan, ist keiner so verständig und weise als Du. Du sollst über mein Haus sein, und Deinem Wort soll alles mein Volk gehorsam sein; allein des königlichen Stuhls will ich höher sein denn Du,“ und als er weiter zu Joseph spricht: „Siehe ich habe Dich über ganz Aegyptenland gesetzt“, und befiehlt, man solle Joseph auf seinem andern Wagen fahren und vor ihm her ausrufen: „Der ist des Landes Vater.“

Die plötzliche Erhebung vom ausgestoßenen, gefangenen Sklaven zum Fürsten und ersten Mann im Reich kommt sonst nur in Märchen vor. Joseph war auch wie ein Träumender. Er war nicht bloß frei, sondern mit Ehren und Macht überhäuft. Die ganze Herrlichkeit dieses unendlich reichen Landes lag ihm mit einem Schlag zu Füßen. Selbst die Höchsten, die er kannte, waren ihm untergeben. Der mächtige Potiphar, sein alter Herr, der ihn so lange ungerecht gefangen gehalten hatte, mußte ihn jetzt als seinen Herrn anerkennen. Der undankbare Mundschent, dem es zu viel gewesen war, seiner zu gedenken, mußte jetzt um seine Gunst buhlen; ja alle die stolzen Priester, die früher jede Berührung mit ihm gefürchtet hatten, mußten ihn nicht bloß als ihresgleichen, sondern als ihren Oberen ansehen.

Er war wie ein Träumender. Er sah nicht, wie sich jetzt alle glückwünschend an ihn herandrängten. Er merkte nicht die vor Neid, Mißgunst erbleichten Gesichter, die



hinter der Maske der Freundlichkeit ihre innere Wut über seine Bevorzugung verbargen. Er merkte aber auch die ehrlichen Leute nicht, wie den Potipheras von On, die gern das Verdienst und die Wahrheit anerkannten, wo sie es fanden.

Er merkte kaum, wie selbst die Königin mit ihrem Gefolge ihm huldreich nähete.

Er war wie ein Träumender. Er wußte nur, daß er in ein gar liebliches Mädchenangeficht geschaut hatte unter den vielen Frauen des Hofes, die in der Begleitung der Königin gewesen waren, und daß sie über seinem Blick errötete und daß er auch errötete, und daß das erste Wort, was er rebete, die Frage nach jenem Mädchen war, und daß man ihm sagte, es sei Asnath, die Tochter Potipheras, des Priesters zu On.

Er stand so plötzlich auf einem furchtbar hohen Gipfel der Macht. Sollte es ihm denn gar nicht schwindelig werden?

## Joseph durchreist Ägyptenland.

### IV.

Wenn es in der heiligen Schrift heißt: „Pharao ließ Joseph auf seinem anderen Wagen fahren“, so erkennen wir, daß wir bei aller rasch emporgewucherten Kultur in Ägypten noch im Anfange der Menschengeschichte stehen. Pharao hatte zwei Staatswagen, einen für sich und einen für seine Familienglieder, zu deren Rang auch Joseph durch den königlichen Machtspruch emporgehoben war. Was sind aber diese mit Gold und Silber beschlagenen Karren, die sie in der That waren, gegen die massenhaften Staats-

Karossen der späteren Könige und Kaiser, und was sind sie gegen unsere Transportmittel? Und doch standen diese Wagen noch einzig in ihrer Art da, und Pharao war stolz auf ihren Besitz. Es waren ja überhaupt die Pferde erst seit den Hyksos, also kurze Zeit vorher in Ägypten eingeführt worden, wie es ganz deutlich aus den alten Inschriften hervorgeht. Früher diente der Stier allein als Zugmittel, und die einzige Verkehrsstraße war der Nil.

Joseph benutzte diesen Wagen auch wahrscheinlich nur für die Stadt Memphis und die Umgegend. Er saß auf goldenem Sitze, der Kosselenter aber stand hinter ihm und bändigte mit mächtiger Faust die feurig schäumenden Tiere, während der Herold vom Pferde herunter der sich sammelnden Menge die Befehle des Pharao verkündigte und auf Joseph deutend laut rief: „Der ist des Landes Vater.“

Zu der Reise durch ganz Ägypten, die Joseph auf Befehl des Pharao sogleich nach seiner Standeserhöhung antrat, scheint der zwar reich und zierlich gearbeitete, aber an sich unbequeme Wagen sicherlich nicht ausgereicht zu haben. Wenn er übrigens zu dem Pompe, den der Pharao bei dem Auftreten seines erwählten Reichskanzlers entfalten wollte, absolut nötig erschien, konnte er ja auch zu Schiffe mitgeführt werden.

Von Pharao war es ein weiser Beschluß, Joseph alsbald aufzugeben, alle Gebiete Ägyptens zu durchziehen, indem auf diese Weise nicht bloß das Land seinen neuen Herrn, sondern auch der neue Herr sein Land kennen lernte.

Zugleich überhäufte der König seinen neuen Günstling mit stets neuen Ehren, um sein Ansehen und seine Macht im Staate für immer festzustellen.

Doch was mochten Joseph damals alle Ehren der Welt sein, die ihm angethan wurden, im Vergleich mit der Freiheit und dem Sonnenschein, die er im Dürster des

Gefängnisses so lange hatte entbehren müssen, und die ihm jetzt auf seiner Reise durch das herrliche Agyptenland in vollem Maße zu teil wurden? Wie jauchzte seine Seele, wie frohlockte sein Herz! Jeden Morgen, wenn die Sonne ihn wach küßte an den reizenden Ufern des Nilstroms, pries er Gott mit lauter Stimme und wiederholte die Worte seines Vaters: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast.“ Solche köstliche Augenblicke ersetzten ihm Wochen des bangsten Schmachtsens.

Er sah viel mehr, wie er sonst gesehen hatte, und sein Herz war dankbar für Dinge, wobei es sonst nichts gefühlt hatte. Überhaupt schienen seine Sinne sich geschärft zu haben, sein Verständnis rascher, sein Urteil reifer und seine Beobachtungen bedeutamer geworden zu sein. Das Gefängnisleben war selbst für seine geistige Weiterentwicklung nicht ohne erheblichen Segen gewesen. Dieses ewige In-sich-hineindenken, dieses fortwährende Zusammenpacken des geistigen Eigentums fördert ganz erstaunlich die innere Klarheit, und je klarer und heller uns unser Inneres geworden ist, desto deutlicher und bestimmter spiegelt sich darin die Außenwelt.

Joseph hätte vielleicht niemals eine so gewinnreiche Fahrt durch Agyptenland gemacht als damals kurz nach seiner Befreiung aus dem Gefängnisse.

Der Nil, jener wunderbar geheimnisvolle Fluß in seinen mannigfachen Beziehungen, wird wohl der Gegenstand seiner Betrachtung gewesen sein. Man glaubte damals, derselbe käme direkt aus dem Himmel oder entspränge, wie später die Griechen sich einbildeten, aus jenem fabelhaften Flusse „Ozeanus“, der rings die Welt umflöße. Die Agypter, wie schon gesagt, verehrten ihn in dem Osiris als Gott.

Es ist übrigens kein Wunder, daß man auf solche erstaunliche Gedanken in betreff des Nilstroms kam. Sind doch die Quellen dieses Flusses Jahrtausende hindurch völlig unbekannt gewesen, und nur den rastlosen Bemühungen unserer Tage ist es gelungen, einigermaßen Licht in seinen Ursprung zu bringen. Dabei ist sein Lauf unendlich lang und fast ohne Zufluß. In Agypten wenigstens war nicht ein einziges Gewässer, das sich ihm mittheilte, indem dort fast ewiger Sonnenschein herrscht und höchstens ein kurzer Sprühregen kommt, der auf dem heißen Boden bald wieder verdunstet.

Woher kam nun die gewaltige Wassermasse, die sich in dem majestätischen Strom dahinwälzte und gar in vierteljähriger regelmäßiger Überschwemmung das ganze Land tränkte und befruchtete? Ohne Quelle, ohne Zufluß — und doch Überschwemmung — da stand das Wissen und der Verstand des ganzen Altertums still, da fing man an zu fabulieren.

Jetzt weiß man durch eine Reihe von Forschungen kühner Afrikareisender, daß der Hauptteil des Nil, der weiße Nil oder Bahr-el-Abiad, aus zwei großen Seen mitten unter der Glutsonne des Äquators gespeist wird, daß er unter dem Namen Kagera oder Alexandra-Nil in den Nyanza-See hineinfällt, von diesem als Sommerse-Nil hervorbrechend sich in den Luta-Nsige-See ergießt und von dort nach Norden weiterfließend sich als Bahr-el-Abiad bei Chartum mit dem blauen Nil oder Bahr-el-Azrek vereinigt, von wo er dann als eigentlicher Nil seinen weiten Lauf nimmt durch große und heiße Länder hindurch, dort nur noch von einem Nebenfluß, dem Atbara, einige Zufuhr gewinnend.

Die großen Wasserhälter und Speisebecken des Nils,



die beiden mächtigen Seen erhalten wieder ihre Nahrung durch die am Äquator so häufigen Regengüsse und durch schmelzende Gletschermassen der dortigen Schneeberge. Aber auch der blaue Nil ist ein rechter Alpensohn. Er kommt aus dem abyssinischen Alpenland und fällt als einfacher Gießbach in den herrlichen Tzana-See, dessen tiefes Blau alle Gewässer der Erde übertrifft, während er zugleich rings die wunderbarste Alpenlandschaft widerspiegelt. Von dort tritt er als mächtiger Fluß hervor, aber als ein wildes Gebirgskind, das in weiten Sprüngen und abenteuerlichen Krümmungen bald durch enge Felschluchten, bald durch liebliche Thäler sich windet und seine blauen Wasser in mächtigen Stromschnellen schäumend und wirbelnd ins Thal stürzt.

Das klare Alpenwasser aber trübt sich, wenn die ungeheuerlichen Tropenregen in Abyssinien fallen, und der lustige Gebirgssohn wird zum tosenden Ungetüm, das die Ufer durchwühlt und Felsen durchbricht und Bäume, Büffel- und Elefantenleichen, ja auch Menschenleichen seinem größeren Bruder zuführt. Der weiße Nil schwillt dann aber auch immer mehr an. Nur ein wenig später beginnen bei ihm die Tropenregen und die geschmolzenen Gletschermassen ihre furchtbare Wirksamkeit. Sobald jedoch beide Ströme ihre maßlose Wasserfülle vereinigen und sich brausend und flutend über die Stromschnellen und Wasserfälle Nubiens hinabstürzen ins Agyptenland, nimmt dort die alles tränkende und düngende Überschwemmung ihren Anfang.

Das ist das ganze Geheimnis der in Agypten im Juli eintretenden und bis zum October dauernden und regelmäßig wiederkehrenden Wasserfluten.

Joseph hat sicherlich nicht nach den Quellen des Nil gesucht, sondern ruhig die Lösung dieses Problems den

kommenden Jahrtausenden überlassen, allein das drängte sich ihm mit unausweichbarer Gewißheit auf, daß das Schicksal Aegyptens vollständig von dem Nilstrom abhängig und mit dessen Schicksal verknüpft sei. Mit Schauern dachte er daran, was werden würde, wenn einmal der Nil aufhören sollte, seine segnenden Wasser zu spenden. Daß aber diese Zeit eintreten würde, hatten die Träume Pharaos angedeutet. Dann konnte selbst die lebhafteste Phantasie sich die Einöde, in welche die reiche, blühende Landschaft verwandelt wurde, nicht trostlos und schrecklich genug vorstellen.

Man denke sich ein Land, wo der Regen so zu den Naturseltenheiten gehört, daß es oft jahrelang nicht regnet und ein eintretender Regen, wie bei uns etwa Erdbeben oder Kometen, als Merkwürdigkeit in Chroniken aufgezeichnet wird, wo kein Bächlein rieselt, keine Quelle rinnt, kein Brunnen sprudelt. Man denke sich ein Land, wo die brennende Sonne des Südens ständig glühet, wo ringsum die grimmigsten Wüsten lauern, die mit ihren heißen, gierigen Rachen das saftige, liebliche Stückchen Erde, das in ihrem Wege liegt, zu verschlingen drohen. Im Westen drohet das unermessliche Wüstenmeer der Sahara, vor deren gelbrotten Staubmassen allerdings das schluchtenreiche libysche Gebirge einigermaßen schützt, deren Glutwind aber nur die Feuchtigkeit des Nil nachhaltigen Widerstand leistet. Auf der anderen Seite des im reichsten Ackerbau blühenden Thales dehnt sich zwischen den arabischen Felshöhen eine Sandwüste bis zum roten Meere hin.

Man denke sich ein Land, wo der Fluß alles thun muß, wo er mit seinem außerordentlich wohlgeschmeckenden Wasser Menschen und Tiere tränkt, wo er Regen und Quellen ersetzt und die Erde feuchten muß, wo er dem ausgesogenen

Acker im Schlamme wieder neue Triebkraft zuführt, wo er im letzten Grunde vor Verödung und Versandung bewahren muß, da soll das Wasser jahrelang spärlich fließen, die Kanäle sollen ungespeist, die Acker unbefeuchtet, ungedüngt bleiben. Was mußte dort aus dem Lande, aus dem Volke werden?

Joseph sah jetzt erst recht die hohe Weisheit dessen, was er dem Pharao geraten hatte, Korn in den guten Jahren für die schlechten Jahre aufzuspeichern. Ohne diese Maßregel wären die Leute entweder verhungert oder hätten auswandern müssen, und Ägypten wäre zur Wüste geworden. Allein so konnten die Menschen ausbauern und sich mit aller Kraft auch bei spärlichem Wasser gegen das hereinbrechende Verderben stemmen.

Was Menschenhand dabei vermochte, brückt ein geistreiches Wort aus, das über Ägypten ausgesprochen worden ist, was auch vielleicht schon in ähnlicher Weise Joseph gedacht hat: „Bei einer guten Verwaltung erreicht in Ägypten der Nil die Wüste, bei einer schlechten die Wüste den Nil.“

Wenn es dabei ein Volk gab, das geschaffen war, durch Fleiß, Arbeitsfähigkeit und Erfindungsgabe auszubauern, so war es das ägyptische. Joseph that erst jetzt viel tiefere Blicke in das ihn umgebende Volksleben, obwohl er ja schon früher ägyptische Sprache und Sitten kennen gelernt hatte.

Bermöge seiner hohen Stellung durfte er in manches hineinsehen, was ihm, dem fremden Sklaven, sonst auf immer wäre verborgen geblieben. Anderes, wovor ihn bisher seine religiöse Gesinnung zurückgehalten hatte, mußte er als höchster Staatsbeamter kennen lernen, wie die Tempel und die Begräbnisstätten der Ägypter.

Es ist möglich, daß noch einzelne Inschriften auf Obelisken heute bestehen, die schon Joseph gelesen hat, und daß noch Papyrusrollen aufbewahrt werden, in die Joseph hineingeschaut hat. Denn wir besitzen noch aus jener Zeit genug mit Hieroglyphen bemalte Papyrusrollen, die in Grabdenkmälern oft auf der Brust von Mumien die Jahrtausende überdauert haben. Wir besitzen auch noch Mumien aus derselben Zeit, also von Leuten, die mit Joseph gelebt haben, ja deren Leichname er vielleicht hat einbalsamieren sehen.

Er mag wohl öfters die Begräbnisstätten aufgesucht haben. Der Ägypter mußte vorzüglich in seinem Totenkultus beobachtet werden, wenn man ihn studieren wollte. Man mußte das sogenannte „Totenbuch“ lesen, eine ganze Sammlung von Papyrusrollen, die dem Leichnam gewöhnlich mit in das Grab gegeben wurden, und die nicht bloß für den Toten eine Anleitung enthielten, wie sie sich im Jenseits zu benehmen hätten und was sie dort erwartete, sondern auch über den ganzen Götterglauben, über die Gebetsweise und die Sittenlehre der Ägypter die klarsten Aufschlüsse geben.

Man mußte die Ägypter betrachten in ihren mühevollen und kostspieligen Balsamierungskünsten, um den Seelen die alten menschlichen Körper zu erhalten, damit sie nach ihrer Wanderung dieselben vorfänden, um hineinzuschlüpfen.

Wir wissen, daß die Reichen nach unserem Gelde 4500 M. an die Balsamierung eines einzigen Toten wagten. Die Ärmeren gaben immer noch 1200 M. Nur die ganz Armen vermochten nichts zu zahlen, mußten sich aber auch mit der geringsten Art der Erhaltung ihrer Leichname begnügen.

Bei der wirklichen Einbalsamierung wurden nach Ent-

fernung des Gehirns und mit Ausnahme des Herzens und aller inneren Teile des Leibes die Höhlungen mit Spezereien ausgefüllt und darauf der Körper siebenzig Tage in eine Natronauflösung gelegt, worauf er mit Lyffusbinden umwickelt wurde, die mit Gummi bestrichen waren. Das ist die Entstehung jener versteinten, fast unvergänglichen Mumien, die wir heute noch bewundern.

Das ständige Denken an Tod und Gericht gab aber dem Ägypter etwas Ernsteres, Gesitteteres als den übrigen Völkern. War es doch Sitte bei Gastmählern, wenn man beim heiteren Weingenuß sich selbst vergaß, an Tod und Gericht zu mahnen, indem mitten durch die Trunkenen ein Toter getragen wurde.

Vielleicht machte gerade dieser hohe Ernst und die strengere Sittlichkeit Joseph den Aufenthalt unter den Ägyptern heimischer und angenehmer, als er ihm unter anderen Völkern gewesen wäre.

Die Hauptbeschäftigung der Ägypter war der Ackerbau. Das ganze weite Nilthal und das außerordentlich fruchtbare Nildelta bildete ein großes, wogendes Getreidefeld. Mit Lust sah Joseph den goldenen Segen, der hier hundertfältig aus dem Boden sproßte, und die emsige und kluge Weise der Bewohner, die durch Kanäle, Wassergräben und Schöpfräder das Land mit Nilwasser besieueten.

Einen viel trostloseren Anblick gewährten die gewaltigen Steinbrüche in den lybischen und arabischen Bergen, aus denen jene erstaunlichen Steinblöcke hervorgeholt wurden, welche zu den erwähnten Sphinxen und Obelisken verwandt wurden, und wieder andere Steinbrüche, wo die Steinmassen gebrochen wurden zum Pyramidenbau.

Wie einen Ameisenhaufen sah man die Menschenmenge an dem heißen glatten Gestein herumklettern. Arme

Skaven, die bei dem Mangel an den Hilfsmitteln, die unsere Zeit gewährt, sich übermenschlich anstrengen mußten und sowohl in den Steinbrüchen, als auch hernach bei dem Bau scharenweise zu grunde gingen. Es waren beim Steinbrechen und beim Bauen vielleicht ständig noch mehr Hände beschäftigt als beim Ackerbau. Man hat berechnet, daß die Steine einer einzigen Pyramide das Material lieferten zu einer neunzig Meilen langen, vier und zwanzig Fuß hohen und sechs Fuß breiten Mauer. Die Schweißtropfen, das Blut, die Thränen, die an solchen Bauten klebten, lassen sich nicht berechnen.

Joseph graufete es, als er vor diesen Riesenbauten stand, vor der grenzenlosen Macht der Pharaonen. War er nicht auch Beamter? Konnte nicht dieselbe Hand, die ihn so hoch gehoben, ihn wieder hinunterstoßen, daß er geringer wurde als der geringste Sklave dort?

Doch währte das Grausen nicht lange. Stand nicht ein Höherer auch über dem Pharao? Und derselbe Gott, der ihn so wunderbar aus der Nacht des Gefängnisses befreit hatte, konnte ihn auch vor dem Pharao schützen und noch vor mächtigeren Feinden.

So fuhr Joseph nach langer Reise, und nachdem er sich viele Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatte, auf den plätschernden Wellen des Nilstroms voll freudigen Gottvertrauens nach Memphis zurück, seiner Zukunft entgegen.

Er mußte recht wohl, daß in der Tiefe des Nil plumpe Flußpferde waten und gierige Krokodille lauern, aber sie wagten sich nicht an das helle Sonnenlicht. Nur fröhliche Vöglein zwitscherten in dem Papyruschilf am Ufer, und die Lotosblume schwamm auf dem glatten Spiegel des Flusses.

Joseph feierte in Memphis eine freudige Wiederkehr.

Er hatte sich ja in seiner Standeserhöhung Feinde und Widersacher genug erworben, und diese waren in seiner Abwesenheit thätig genug gewesen, aber sie hatten über den festen, beharrlichen Sinn des Pharao nichts vermocht.

Da war vor allen Dingen jenes verführerische, sündige Weib, die Gattin des Potiphar. Sie hatte einen Schrecken bis auf den Tod, als sie erfuhr, zu welchen Gnaden und Würden Joseph gekommen wäre. In ihrem bösen, schuldbeladenen Herzen konnte sie nicht anders denken, als das erste, was Joseph thun würde in seiner neuen Macht, wäre furchtbare Rache an ihr. Potiphar, der den schuldlosen Unglücklichen in so langer Gefängnißhaft gehalten hatte, war nicht viel weniger erschrocken. Auch er glaubte auf keine Verzeihung von seitens Josephs rechnen zu dürfen. Da war denn für solche Leute der erste Gedanke: „Entweder Du oder ich.“ Sie verwandten darum ihre ganze Thätigkeit und ihren nicht geringen Einfluß darauf, um Joseph wieder zu stürzen. Und Frau Potiphar in ihrer furchtbaren Herzensangst stachelte stets ihren Mann an zu neuen Anstrengungen.

Ach wie wenig kannten sie die Hochherzigkeit und den Edelmut des frommen Joseph. Wir lesen nirgends, daß er auch nur den Gedanken an Rache gehabt hätte. Auch der vergessliche, undankbare Mundschenk fühlte sich nicht recht geheuer, obgleich ihm Joseph doch noch zu guter Letzt in die Gedanken gekommen war. Dabei ärgerte er sich, daß er die Leiter gebildet hatte, an der der niedere Sklave weit über seinen eigenen Kopf hinaus zur höchsten Stelle im Reiche gestiegen war.

Nicht minder gehässig waren ihm die meisten Priester gesinnt, indem sie in seiner Erhöhung eine Demütigung für sich und eine Zurücksetzung ihres Standes erblickten.



Sie brachten sogar eine uralte Bestimmung wieder in Erinnerung, daß ein Sklave, der sich mit Geheimlehre befaße, des Todes sterben müsse.

Sie zählten zusammen schon ein erkleckliches Häuflein Feinde, die einem zu schaffen machen konnten.

So natürlich aber es war, daß diese feindlichen Gruppen sich gegen Joseph bildeten, so haben sie doch, da nichts davon geschrieben steht, einen direkten Angriff bei Pharao gegen denselben nicht gewagt. Indessen der Fürst selbst war vertraut genug mit dem Hofleben, um zu merken, wie sich allmählig eine Partei zu sammeln begann, die um jeden Preis Joseph zu stürzen suchte.

Pharao war diese Entdeckung durchaus nicht angenehm. Er hatte einmal eine Vorliebe für Joseph gefaßt und wünschte sie auch zu erhalten. Aber er wußte, daß auch der gewaltigste Herrscher solchen Gegenströmungen gegenüber machtlos wird, wenn er nicht energisch gegen dieselben vorschreiten kann. Das konnte aber Pharao nicht, solange Joseph ferne war.

Darum begrüßte er so freudig Josephs Rückkehr. Und als er nach den ersten Unterredungen fand, welche Fülle von feinen Beobachtungen Joseph auf seiner Reise gemacht hatte, und wie viel vorzügliche Einrichtungen der so ungemein praktische Mann in Vorschlag bringen wollte, nahm seine fröhliche Stimmung noch zu. Er hatte sich in Joseph nicht getäuscht, obgleich dessen Erhebung das Werk eines Augenblickes gewesen war. Mit Wohlgefallen betrachtete er den schönen Mann, von dessen gebräunter Wange die blasse Gefängnisfarbe verschwunden war.

Um die erneuerte Bedeutung Josephs auch der Welt gegenüber zu zeigen, nannte er ihn seinen „heimlichen Rat“, und um seine Stellung der fast übermächtigen Priesterkaste

gegenüber zu befestigen, vermählte er ihn mit der Tochter des mächtigsten und angesehensten Priesters, mit Asnath, der Tochter Potipheras, des Priesters zu On.

„Asnath“ — war das nicht die Besitzerin jener wunderbaren Augen, deren großen Blick er wie im Traume geschaut hatte?

„Asnath“, war das nicht jene schöne Jungfrau, deren hold errötendes Gesicht er nimmermehr vergessen konnte, deren Bild so kräftig in seiner Erinnerung lebte, daß seine Phantasie es ihm immer wieder vorzauberte, obgleich er sie doch nur für einen Augenblick gesehen hatte?

„Asnath“ — wo er nur auf seiner Reise etwas Schönes gesehen hatte, war sie nicht mitten dabei? Lachte ihr lieblich Angesicht ihm nicht neckisch entgegen aus jeder Palmgruppe? Tauchte es nicht auf aus der Flut des Nil mitten zwischen den schwimmenden Lotosblumen?

Asnath, Inbegriff aller Lieblichkeit und Goldseligkeit. O wie jauchzte seine Seele, wie bebte seine Hand, als er die reine, zarte Jungfrau an sein hochschlagendes Herz ziehen durfte!

Das war es, was seinem liebearmen Leben so sehr gefehlt hatte, was ihm alle Ehre und aller Glanz nicht ersetzen konnte, ein treues, liebendes Herz, das sich an ihn ansmiegte, das ihn verstand, das mit ihm eins war, eine Seele, in die er ohne Rückhalt seine innersten Gedanken und sein innerstes Wesen niederlegen durfte, ein Weib als Ergänzung seines Selbst und als Begleiterin auf seinem schwindelnden Lebenswege.

Bisher glied er einem hochaufgeschossenen Baume, dem aber die Wurzel fehlte, den darum jeder Windhauch umwerfen konnte, aber jetzt begann Joseph tief zu wurzeln im Ägypterland.

Es waren wunderherrliche Tage, die für Joseph anbrachen. Alles Glück häufte sich auf ihn zusammen. Neben der vollen Gunst seines Monarchen stand sein frisches Eheglück, und neben einer gesegneten Thätigkeit genoß er die Huldigung und den Beifall des Volkes. Darüber aber wölbte sich der lichtvolle, klare Himmel Aegyptens, und ringsum grünte und blüdete eine vor Üppigkeit strotzende Natur.

Die sieben fetten Jahre waren angebrochen, und in dem an sich schon reichen Aegypten brachte das Land eine Fülle und einen Reichtum von Getreide hervor, wie noch niemand gesehen hatte. Es erfüllte sich Josephs Weissagung. Je mehr aber das allgemeine Erstaunen und die Bewunderung wuchs, je mehr steigerte sich die Macht und das Ansehen Josephs bei dem Fürsten wie bei dem Volke. Wo irgend noch ein Feind lebte, der mußte seinen Groll in den tiefsten Grund seines Herzens verstecken. Joseph war der genannteste und bedeutendste Mann im Königreich.

Wenn auch den Menschen äußere Glücksumstände als das Beste und Köstlichste auf Erden erscheinen, so war gerade jetzt für Joseph die versuchungsreichste Zeit angebrochen.

Seine Seele war selbst damals in keiner solchen Gefahr, als er verzweifelnd im Kerker lag, als jetzt, wo seine Herrlichkeit fast über der des Königs stand.

In der Kerker Nacht kann man Gott nicht vergessen. Man kann an seiner Gerechtigkeit und Hilfe zweifeln; man kann ihm zürnen und gegen ihn murren, aber man kann ihn nicht vergessen, weil man ihn haben muß. Dagegen im Glück vergißt der Mensch Gott. Es ist nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen. Wie manchen hat der Erfolg des Lebens vor Hochmut wahnsinnig gemacht, daß er sich für Gott gleich hielt und

von seinen Untergebenen göttliche Anbetung verlangte. Wie mancher hat durch die Üppigkeit des sich ihm bietenden Lebens alles Maß und alle Weisheit verloren und ist in gemeine Laster und Götzendienst versunken, oder hat wenigstens alle Kraft zum Guten und alles höhere Streben eingebüßt. Sein Herz ist kalt und gleichgiltig und öde geworden, daß es nicht einmal den Lazarus vor der Thüre sah. Wie mancher hat auch sich blenden lassen durch den Glanz des Goldes und ist ein elender Mammonsdiener geworden.

Das ist aber das wahrhaft Große an Joseph, daß weder Glanz noch Reichthum ihn verführen konnte, daß er demütig, anspruchlos und treu blieb: treu seinem irdischen Gebieter, dem Pharao, treu dem ägyptischen Volke, für dessen Wohl er sich opferte, treu seinem Gott, dessen Hilfe und Wohlthat er in seinem dankbaren Herzen nie vergaß.

Das Hofleben war ihm widernünftig. Seinem innersten Wesen widersprach es, mit den Götzpriestern zusammenzugehen. Auch harmonierte nicht mit seiner ganzen Gesinnung das knechtische, schmeichlerische und doch wieder anmaßend hochmütige, intriguante und falsche Wesen der Hofleute. Ebenso hatten die schwelgerischen Hoffeste und das Geld des Pharao, das derselbe mit offener Hand an seine Günstlinge austreute, keinen Reiz für ihn. Doch wann der Pharao befahl, oder wann derselbe seines Rates bedurfte, war er da, wie er denn stets das Wohl des Herrn und des Reiches im Herzen trug.

Übrigens war seine Hauptthätigkeit dem Volke gewidmet und jener Zeit, wo das Verhängnis und die entsetzlichste Not über das unglückliche Aegyptenland heranzubrechen sollte. Wenn man seine ganze Arbeit überlegt, die er gethan hat, so kann man kaum begreifen, wie er es fertig bringen

konnte. Es ging fast über Menschen Kräfte hinaus. In der Bibel steht: „Und sammelten alle Speise der sieben Jahre, so im Lande Ägypten waren, und thaten sie in die Städte. Was für Speise auf dem Felde einer jeglichen Stadt umher wuchs, das thaten sie hinein. Also schüttete Joseph das Getreide auf über die Maße viel, wie Sand am Meer also, daß er aufhörte zu zählen, denn man konnte es nicht zählen.“

Obgleich Joseph dieses Leben in thätiger, freudiger Menschenliebe gar wohl gefiel, so war ihm doch am wohlsten im engsten Kreise seiner Familie, bei Frau und Kindern, die ihm Gott geschenkt hatte.

Wie alle Großen des Reiches besaß er noch eine Privatwohnung, ein Sommerhaus, wie später Daniel in Babylon am Euphrat, so hier am Nil, mit duftigen Gärten umgeben.

Er hatte sich dort ein trautes Heim geschaffen, in das er sich aus dem Lärm der Hofburg und aus seinen aufreibenden Geschäften zurückzog, und wo er in genügsamer Einfachheit ganz der Anbetung Gottes lebte. Hier wurde mitten unter der Unzahl von Göttern und Göttinnen einzig und allein der wahrhaftige und lebendige Gott verehrt, und das auf seine Tempel und seine Kultur so stolze Heidenvolk ahnte nicht, daß sie nur einzig durch diesen Einen und seinen Befenner unter ihnen aus großen Gefahren gerettet würden.

Wie treu, wie demütig, wie dankbar aber Joseph an seinem Gotte hing, geht aus den Namen hervor, die er in sinniger Weise seinen beiden Söhnen gab. Den Erstgeborenen nannte er „Manasse“, was von dem hebräischen Zeitworte „vergessen“ abzuleiten ist, und sprach dabei: „Denn Gott hat mich lassen vergessen alles meines Unglücks und alles meines Vaters Hauses.“



Ein solch hoher Moment, wo das Eltern Glück über dem Erstgeborenen zusammenflammt, läßt vieles vergessen, was sonst noch schmerzlich in der Seele lag. Aber nicht alle Freudmomente führen die Herzen der Menschen, wie den Joseph, so dankbar hinauf zu dem Geber alles Guten. Joseph nimmt alles, was er ist und hat, aus des gütigen Gottes Hand. Er mag noch so hoch steigen in der Welt, er ist und bleibt vor allen Dingen der treue, hingebende Knecht Gottes.

So sprach er auch über dem zweiten Sohn, den er „Ephraim“ nannte, nach dem hebräischen Worte „fruchtbar sein, wachsen“, „Gott hat mich lassen wachsen in dem Lande meines Elendes.“

Mit der Mehrung seiner Familie sah Joseph, daß er heimischer wurde im Lande. Er wuchs, er gewann mehr Boden, wie es ja auch bei seiner Stellung und seiner Thätigkeit natürlich war. Dabei gedachte er aber stets des großen Wunders Gottes, das ihn aus einem elenden Sklaven so hoch gehoben hatte. Er wollte desselben immer gedenken, wie jener fromme Erzbischof Willigis von Mainz, der ein Wagenrad in sein Wappen machen ließ, um daran erinnert zu werden, daß er eines armen Wagners Sohn sei.

Das Haus dort am Nil war ein glückliches Haus, da es ein Haus voll echter Frömmigkeit und Gottesfurcht war. Welch friedliches, liebliches Bild gewährten oft die Ehegatten, wenn Joseph abends ausruhend in der schattigen Halle saß, die liebliche Asnath sich liebend an den hohen, starken Mann schmiegte, und zu ihren Füßen die kräftigen, rotwangigen Knaben spielten, die der Stolz und die Lust ihrer Eltern sein mußten! Der Abendwind durchsäufelte die Palmen und Blumen des Gartens und führte duftigen Blütenhauch in die Halle. Ein tiefblauer Süd-



himmel wölbte sich über der schweigenden, friedlichen Landschaft. Die Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten hell die strömenden Wasser des Nil. Aber heller als die Sonne leuchtete die Freude in der Gatten Augen. Einen höheren Frieden als in der Landschaft goß der Himmel über die feiernde Familie, und edlere Blüten als im Garten gediehen in den Herzen dieser frommgläubigen Menschen.

Dennoch zog es oft wie ein Schatten über Josephs Gesicht mitten im scheinbar höchsten Glücksgefühl.

„Bist Du nicht glücklich?“ fragte besorgt die holdblühende Asnath.

„Ja ja ich bins“, sagte Joseph eifrig. „Ich bin nur undankbar gegen Gottes Güte.“

„Es ist doch etwas, was Dich quält,“ forschte die liebende Gattin. Und es war auch etwas — es war das „Heimweh“, das selbst mitten im höchsten Glück Joseph mit ganzer Allgewalt erfaßte.

Er hatte seinen ersten Sohn „Manasse“ genannt, als wenn er jetzt vergessen hätte seines Vaters Haus. Er hatte sich selbst getäuscht. Er konnte, umgeben von den Herrlichkeiten Ägyptens, umschlungen von der innigsten Liebe, angewehet von der Hoffnung seines wachsenden Hauses weder seiner Brüder noch seines Vaters ganz vergessen. Und je inniger er an dem Gott seiner Väter hing, desto mehr empfand er seine Vereinsamung im Heidenlande, und desto überwältigender war die Sehnsucht nach Gemeinschaft mit den andern Gottesanbetern.

Das war dieselbe Sehnsucht, weshalb der Prophet Daniel in seinem Sommerhause zu Babylon offene Fenster hatte, die nach Jerusalem gingen; das war dieselbe Sehnsucht, die dem in die Gefangenschaft geführten Israel jenes unsterbliche Lied des Heimwehs eingab: „An den Wassern

zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten.“

## Joseph und seine Brüder.

### V.

Joseph konnte nicht vergessen. In seinem Leben war eine ungeheilte Wunde, ein ungestillter Schmerz, eine nicht abgewischte Thräne, etwas Ungelöstes, was nach Lösung verlangte. Sein Schicksal war zu unvermittelt, zu grausam über ihn gekommen. Er glich einem jäh vom Sturme abgerissenen Aste, den die Flut unbarmherzig weiter-schwemmte. Er glich einem Sterne, den man gewaltsam aus seiner Bahn drängte, daß er sich verlieren sollte im Weltall. Der Wald rauschte ruhig weiter, und die Sterne gingen unberührt ihre Bahn. An ihn dachte niemand. Von ihm wußte niemand mehr. Verloren und vergessen war seine Spur. Ach er hätte so gerne mitgerauscht im Walde der Heimat und wäre so gerne die alten Bahnen gezogen.

In schweren Träumen erlebte er es oft nochmals, daß ihn die Brüder wieder vom Vaterherzen rissen und in die Fremde verkauften. Er fühlte wieder den ganzen unge-heuerlichen Schmerz und das ungesühnte Wehe, das ihm angethan worden war, und wenn er erwachte, waren noch seine Wangen naß von den Thränen, die er geweint hatte.

In Aegypten hatten während dessen die sieben reichen Jahre ihr Ende erreicht, und es begannen die sieben teuren Jahre.

Nach den Regengüssen der vergangenen Jahre war eine allgemeine Trockenheit eingetreten, die sich über den ganzen Süden in Afrika und Asien erstreckte, aber besonders die Länder am Äquator betraf. Die Regenzeit blieb aus oder war sehr sparsam, und auch die Gletscher erneuten sich nicht auf dem Schneegebirge. Der weiße

Nil hatte seine sonstige Majestät völlig eingebüßt, und der blaue Nil hatte seine lustigen Sprünge ganz verlernt. Er schlich langsam und traurig dahin. Man hörte ihn kaum, wann er die Wasserfälle herunterkam. Das Zusammentreffen der beiden Brüder konnte man sich nicht trostlos genug denken. Sie füllten zusammen kaum einen Bruchtheil des alten Bettes, und was von Wasser da war, verdunstete in der trockenen, heißen Luft.

In Agypten wartete man auf die Überschwemmung von Termin zu Termin, aber sie kam nicht. Das ausgefäete Getreide verdorrte auf dem Halme. Das ganze Land war in eine unendliche Staubwüste verwandelt. Kein Graben, kein Kanal füllte sich mit dem unentbehrlichen Raß. Man konnte froh sein, daß der mattfließende Nil noch so viel Wasser hatte, um Menschen und Tiere zu tränken.

Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der Gemüther. Man hielt alles für verloren. Das Volk schrie nach Brot. Und Pharao sprach zu den Agyptern: „Gehet hin zu Joseph, und was er Euch jaget, das thuet.“

Das war der Zeitpunkt, auf den Joseph die Jahre hindurch gesammelt hatte, soviel, daß nicht blos die Millionen Agypter, sondern auch noch andere reichlich genug hatten.

Jetzt that er die Kornhäuser auf, aber er that auch sein Herz weit auf. Es war ihm eine Lust, die Not zu lindern und die Hungerigen zu speisen.

An Gelegenheit fehlte es nicht. Aus weiter Ferne und anderen Ländern kam man herangezogen, um Getreide zu kaufen.

Siehe da sah plötzlich Joseph unter einer Menge herandrängenden Volkes aus Kanaan, wo auch die Hungersnot wütete, ihm außerordentlich bekannte Gesichter. Zehn Männer neigten sich vor ihm und baten, daß er ihnen Speise verkaufe. Das waren dieselben Zehn, die er einst

so lieb gehabt hatte, zu denen er als jüngerer Bruder voll Zuneigung und voll Achtung aufgeschaut hatte, und die ihn dann so herzlos verrieten und verkauften. Mit einer merkwürdigen Zähigkeit hatte er alle ihre Züge und Bewegungen und Geberden in seinem Gedächtnis festgehalten. So, gerade so hatten sie in seinen Träumen und Gedanken vor ihm gestanden.

Es waren über zwanzig Jahre her, als er sie, schon in den Händen der ismaelitischen Kaufleute, mit einem Scheideblick zum letztenmal gesehen hatte, er hatte sie trotz der mannigfachen Veränderungen in ihrem Aussehen durch ihr Alter und die Entbehrungen der letzten Zeit sofort wieder erkannt und hätte sie wiedererkannt, wenn sie sich noch mehr verändert hätten.

Die Erinnerungen an die Heimat waren bei Joseph geradezu unauslöschlich. Dieselben überwogen im Augenblick auch alle anderen Gefühle, die ihn bestürmen mochten.

Er sah nicht seine Mörder vor sich, sondern seine Brüder, den treuherzigen Ruben, den finsternen Simeon, den trotzigen Levi und die stolze Heldengestalt des männlichen Juda, daneben den verschlagenen Sebulon, den unselbständigen Jfaschar, den glatten und listigen Dan, den rüstigen Gad, den arbeitsamen Asser und den gewandten Naphthali, und als er in ihren bekannten Gesichtern las, und ihm aus ihnen das geliebte Bild seines Vaters und die ganze Stammesähnlichkeit so mächtig entgegentrat, erwachten nur frohe Kindheitsgefühle, sein Verwandtenblut zuckte, sein Bruderherz schlug, die schreckliche Greuelthat, die zwischen ihnen stand, war fast vergessen. Joseph mußte sich härter stellen, als er war.

Indem er aber diese erste Empfindung fast gewaltsam unterdrückte, seine Brüder mit barscher Rede anfahrend,

und diese bleich und zitternd vor ihm knieeten, kam ihm erst das volle Bewußtsein seiner hohen Stellung und seiner furchtbaren Macht gegenüber diesen wehrlosen Fremdlingen.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sich Joseph an seinen Brüdern erschrecklich rächen konnte. Es kostete ihn nur einen Wink, und die Trabantenwache des Schlosses machte ein rasches, blutiges Ende mit dem Häuflein. Und wenn er ihren Tod nicht wünschte, so konnte er sie für immer ins Gefängniß werfen oder in die Steinbrüche schicken. Gerade dort in den glutheißen Brüchen, gepeht von der Peitsche des Sklavenaufsehers, hätten sie Gelegenheit gehabt zu fühlen, was sie gethan hatten, als sie ihren Bruder als Sklaven verkauften.

Allein wenn er auch darauf verzichtete, konnte er sie nicht geistig martern und ängstigen, indem er sich ihnen in seiner ganzen Machtstellung offenbarte und sie gehörig in die Klemme brachte? Wäre auch das Schlimmste nicht gerecht erschienen gegenüber der Missethat dieser Unmenschen?

Doch es scheint, als wann das Gefühl der Rache in dem edelen Herzen Josephs keinen Platz gefunden hätte. Diesen herrlichen Menschen konnte die ganze Verderbniß des Heidentums, die ihn umwogte, und die Versuchungen seiner Gewalt und Macht in seiner Hoheit und Reinheit nicht stören. In ihm waltete Gott und nur Gott allein.

Was er einzig fühlte, als seine Brüder so vor ihm lagen, war ein heiliger Schauer, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen erbeben machte. Er mußte an die Träume seiner Kindheit denken von den sich vor ihm neigenden Garben, und daß eben sich wörtlich erfüllte, was Gott ihn damals schon im träumenden Geiste hatte schauen lassen. Alles, was demnach bis dahin geschehen war, hatte Gott vorher bestimmt und geplant.

Wir sehen, in demselben Augenblicke, wo andere nur auf Rache gesonnen oder sich wenigstens in der Demütigung der Brüder eine Genugthuung verschafft hätten, erfüllt seine Seele heilige Anbetung Gottes. Wenn er dagegen im folgenden auch etwas unglimpflich mit seinen Brüdern umging, so hatte er seine wohlermogenen Gründe dazu. Und schwer genug ist es ihm gefallen, indem er sichtlich kaum die immer hervorbrechende Liebe zurückdrängen konnte.

Wollte er seine Brüder an das Herz drücken, mußte er wissen, was für Leute aus ihnen geworden waren. Der Anfang dort zu Dothain war schlimm genug gewesen. Wenn sie nun auf dieser schändlichen Bahn weiter fortgeschritten waren; wenn gar ihre Herzlosigkeit und ihre Gewissenslosigkeit sich mit der Zeit vermehrt hatten, und sie sich ebenso wie an ihm, an seinem einzigen vollen Bruder, an seines Herzens Liebling, an Benjamin vergriffen hatten; wenn sie statt als Reuige über die Schandthat an ihm als verstockte Bösewichte und ausgemachte Mörder vor ihm standen? — Hier hieß es vorerst geforscht und geprüft. Und wir haben in den folgenden Worten und in dem Benehmen Josephs nichts zu sehen als sein heißes Bemühen, die Wahrheit zu ergründen. Da ist auch nicht die leiseste Spur eines alten Zornes, sondern es ist lediglich alles Prüfung, die er auch mit entschiedenem Willen zu Ende führte, so oft der forschende Verstand mit dem schwachen Herzen in Streit geriet.

„Ihr seid Kundschafter und seid gekommen, um zu besehen, wo das Land offen ist,“ fuhr er seine Brüder an. Er wußte ja, daß es keineswegs der Fall war, daß nur der Hunger sie nach Ägypten getrieben hatte. Die Entbehrung sah aus ihren eingesunkenen Augen und ihren hohlen Wangen. Aber er wollte einen Anhalt haben, um sie aus-

forschen zu können, und hatte sich rasch diese Anklage erdacht. Übrigens war seine Beschuldigung der Brüder nicht so ganz widersinnig und aus der Luft gegriffen, wie sie im ersten Augenblick erscheint. Die Zeit der Hyksoskönige war noch nicht lange vorüber, und dieselben waren auch Hirtenkönige aus Kanaan gewesen, die sich der Herrschaft Ägyptens bemächtigt hatten. Konnten nicht die letzten Anhänger dieser Könige mit neuem Zuwachs aus Kanaan einen neuen Einfall in Ägypten versuchen wollen? Freilich glaubte Joseph ja nicht im Ernste an seine Worte, sondern er wollte, wie gesagt, nur eine Ursache haben, um nach seinem geliebten Vater und seinem Bruder zu fragen.

O wie freute sich sein Herz, als er günstige Nachrichten bekam, allein er hielt doch seine Anklage hartnäckig aufrecht und brachte seine Brüder als Kundschafter in Gewahrsam, um ihnen nach drei Tagen zu eröffnen, daß nur neun heimziehen dürften, damit sie mit ihrem gekauften Getreide den Hunger dort stillen könnten, daß aber einer im Gefängnis bleiben sollte als Bürge für die Wahrheit ihrer Aussage, bis sie den jüngsten Bruder zu ihm gebracht hätten.

Joseph traute der Wahrheitsliebe seiner Brüder nicht. Was er schon vorher mit der ganzen Hoheit und dem Ernste seines Wesens gesagt hatte: „Also will ich prüfen eure Rede, ob ihr mit Wahrheit umgehet oder nicht“, das galt auch hier. Er wollte erst seinen geliebten Benjamin von Angesicht zu Angesicht sehen und sich von der Änderung ihrer brüderlichen Gesinnung vollständig überzeugen, ehe er sie gütig und gnädig behandelte. Er hätte sie sogar wahrscheinlich alle da behalten, wenn er seine Angehörigen daheim hätte wollen schmachten lassen.

Nun aber entwickelte sich vor den Augen Josephs eine ergreifende Szene. Die Brüder hatten ja keine Ahnung,



daß es Joseph war, der ihnen gegenüber diese harten Maßregeln gebrauchte, sie hatten ebenso wenig eine Ahnung, daß er ihre Sprache verstand, indem er einen Dolmetsch gebrauchte. Wie hätten sie auch in dem Herrn des Landes, in dem Statthalter Pharaos den als Sklaven verkauften Joseph vermuten können? Aber sie fühlten sich wie niedergedonnert durch die strenge Art des vornehmen Mannes und durch den argen Verdacht, der auf ihnen lastete, der einen von ihnen in böse Bedrängnis bringen und ihren Bruder Benjamin gefährden konnte. Wie wollten sie überhaupt, wenn in dieser Weise zweier Brüder Leben in Gefahr schwebte, bei ihrer Heimkehr vor ihrem Vater bestehen?

In der Seele tief beunruhigt, sprachen sie deswegen untereinander: „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet, da wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht erhören; darum kommt nun diese Trübsal über uns.“ Ruben aber meinte: „Sagte ich es euch nicht, da ich sprach: Versündigt euch nicht an dem Knaben, und ihr wolltet nicht hören? Nun wird sein Blut gefordert.“

Es war seltsam rührend, daß sie das alles ahnungslos sagten vor dem Manne, den es vor allen Dingen anging. O welch einen freudigen Blick konnte Joseph in ihr trauriges Herz thun! Dabei erfaßten ihn aber ihre Klagen so sehr, daß er weinen mußte.

Doch das Herz durfte ihn nicht übermannen. Die Zeit der Versöhnung war noch nicht gekommen. Die Prüfung war noch nicht zu Ende. Die Thränen trocknend, band er den finstern Simeon vor ihren Augen, während er die übrigen, die gefüllten Getreidesäcke auf ihren Eseln, in die Heimat entließ.

Es war eine traurige Heimfahrt für die Brüder.

Getreide hatten sie, aber um welchen Preis? Einen Bruder mußten sie in Aegyptenland zurücklassen mit höchst ungewissem Schicksal, und den anderen sollten sie von dem Herzen des Vaters losreißen, um ihn dem strengen Herrn in Aegypten zu überbringen, der sie so ungerecht beschuldigt hatte. Dazu wurden sie schon unterwegs erschreckt durch die Wahrnehmung, daß oben in einem Sacke soviel Geld lag, wie der Sack Getreide gekostet hatte, und noch mehr erschrecken sie, als sie zu Hause angekommen, ihrem Vater ihre Erlebnisse mitteilten, ihre Säcke ausschütten wollten, und ein jeglicher in seinem Sack sein Geldbündlein wiederfand, was er glaubte ausgegeben zu haben.

Sie konnten ja nicht wissen, daß Joseph von seinen Brüdern keine Bezahlung nehmen wollte und es deswegen zurückgegeben hatte, sondern einmal ängstlich gemacht, argwöhnten sie eine neue Schlinge, in der sie der vornehme ägyptische Herr fangen wollte.

Der alte Vater Jakob war durch den Verlust Josephs schon mißtrauisch, durch sein Alter noch mißtrauischer und argwöhnischer geworden. Er jammerte „Ihr beraubt mich meiner Kinder; Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr hinnehmen; es gehet alles über mich.“

Und als Ruben ihm zureden wollte, er solle auf die Gedanken des ägyptischen Herrn eingehen, entschied er: „Nein! Mein Sohn soll nicht mit euch hinabziehen, denn sein Bruder ist tot, und er ist allein übergeblieben; wenn ihm ein Unfall auf dem Wege begegnete, da ihr auf reiset, würdet ihr meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen.“

Mit den schönen Plänen Josephs schien es nach dieser Entscheidung des Familienoberhauptes, der sich alle beugen

mußten, für immer vorbei zu sein. Er durfte Simeon behalten, aber Jakob behielt Benjamin.

Doch es war eine Macht da, die eine noch entscheidendere Stimme hatte als der ehrwürdige Patriarch, es war der Hunger. „Die Teuerung aber drückte das Land“, heißt es. Das ägyptische Getreide war aufgezehrt, und der Mangel blickte mit gierigen Augen aus allen Ecken und Enden. Endlich konnte der widerstrebende Jakob der wachsenden Not sich nicht weiter entgegensetzen. Er sprach zu seinen Söhnen: „Zieheth wieder nach Ägypten und kaufet uns ein wenig Speise!“

Doch kostete es noch einen gewaltigen Kampf, bis der ängstliche Vater den ihm einzig übrig gebliebenen Sohn seiner geliebten Rahel den Gefahren eines ihm unbekanntes Landes und einer mühevollen Reise preisgab, und erst als der tapfere Juda mit seinem Leben Bürgschaft leistete für die glückliche Wiederkehr Benjamins, gab er nach.

Ach der alte Gotteskämpfer wußte ja nicht, daß diesem Zuge ein Plan Gottes zu Grunde lag, und sie alle ein großes Glück in Ägypten erwartete. Er hätte sonst sein kleinliches Sträuben gelassen.

So standen denn die Brüder samt Benjamin wieder vor Joseph. Der alte besorgte Vater hatte ihnen das alte Geld (kein geprägtes, sondern abgewogenes Geld) und neues dazu mitgegeben und dabei eine Anzahl Geschenke aus den herrlichsten Produkten Kanaans, die in Ägypten nicht vorkamen, wie Balsam, Honig, Tragakanth, Labanum, Pistazien und Mandeln. Doch sie vermochten weder ihre unerquickliche Geldgeschichte ins reine zu bringen, noch ihre Geschenke abzugeben. Es ergriff sie, sie wußten selbst nicht warum, ein gar unruhiges, ängstliches Gefühl in der Nähe dieses hohen Mannes. Und nicht allein seine

vornehme Haltung und seine fürstliche gebietende Gestalt riefen diesen wunderlichen Eindruck hervor, sondern es war vielmehr etwas merkwürdig Bekanntes in seinem Wesen und zumal in seinem hoheitsvollen und doch milden Blick, was sie so erschreckte. Wenn er sie anschaute, kam es wie schuldbewußte Erinnerung über sie, und ihr Herz fing an zu klopfen. Sie wagten darum nicht, sich vorzudrängen. Doch Joseph hatte sie schon mit froh aufleuchtendem Auge erkannt. Indessen wollte er diesmal nicht in den Fruchtmagazinen mit ihnen verkehren. Die Begegnung sollte viel bedeutsamer werden als das erste Mal. Er befahl deswegen seinem Haushalter, (er hatte jetzt selbst einen Haushofmeister): „Führe diese Männer in mein Haus und schlachte und richte zu; denn sie sollen zu Mittag mit mir essen.“

Joseph fing an, seine Brüder in seinem Herzen als Brüder wieder anzuerkennen, und als Brüder gehörten sie nicht mehr, zumal Benjamin dabei war, in die Herberge, sondern in sein Haus, um dort alle Gastfreundschaft zu genießen. Auch mochte noch ein verzeihlicher Stolz bei dem Befehle Josephs mitwirken. Seine Brüder sollten den ganzen Glanz und den vollen Reichtum seines Hauses kennen lernen. Zugleich wollte er ihnen seine liebliche Frau und die herrlichen Kinder vor die Augen führen.

Den Brüdern aber ward es ängstlich zu Mute. Sie kannten den Eifer der Ägypter, sich zu ihrer Bedienung aus den umliegenden Ländern Sklaven zu verschaffen, und argwöhnten, daß man sich der Geldgeschichte als Vorwand bedienen würde, um sie zu Sklaven zu machen, und daß sie in Josephs Hause als dessen Sklaven festgehalten werden sollten. Was sie nicht gewagt hatten, Joseph mitzuteilen, daß sie ohne Verschuldung ihr Geld in den Fruchtsäcken wiedergefunden, aber daß sie es jetzt, um es

wieder zu bezahlen, bei sich führten, gestanden sie in ihrer Herzensangst dem Haushofmeister.

Dieser lächelte in überlegener Weise und sprach: „Euer Gott und euers Vaters Gott hat euch einen Schatz gegeben in eure Säcke. Euer Geld ist mir geworden.“

Doch mehr als diese Worte diente zur Beruhigung der Brüder, daß Simmeon zu ihnen herausgeführt wurde, der nur Gutes berichten konnte, und als ihnen wie den höchsten Gästen alle Ehre in dem Hause, dessen Herrlichkeit sie nach allen Seiten bewunderten, widerfuhr.

Joseph kehrte erst zum Mittagmahl von seiner anstrengenden Thätigkeit zurück. Seine Gäste waren bis dahin in seinem Hause so heimisch und kühn geworden, daß sie ihm ihre mitgebrachten Geschenke zu übergeben wagten, indem sie sich tief vor ihm verneigten.

Joseph grüßte sie freundlich und sprach: „Gehet es eurem Vater, dem alten, wohl, von dem ihr mir sagtet? Lebet er noch?“

Ach sie wußten nicht, welch liebendes Interesse hinter diesen scheinbar kalten Worten lag, und wie der Mann an ihrem Munde hing und freudig aufblickte, als sie sagten: „Es geht deinem Knechte, unserem Vater, wohl und lebet noch.“

Als er aber mit ebenso kühlen Worten auf Benjamin deutend fragte: „Ist das euer jüngster Bruder, von dem ihr mir sagtet?“ und er ihm den üblichen Segenspruch entgegenrufen wollte: „Gott sei dir gnädig, mein Sohn“, da merkte er, daß seine Schauspielkunst ihn verließ, daß er diesem seinem geliebtesten Bruder gegenüber sich nicht länger beherrschen konnte. Alle Erinnerungen seiner Kindheit wurden wach, als er in dieses liebe Gesicht hineinschaute. „Sein Herz entbrannte ihm“, wie es heißt, „gegen seinen Bruder und suchte, wo er weinte, und ging in seine Kammer und weinte daselbst. Und da er sein Angesicht

gewaschen hatte, ging er heraus und hielt sich fest und sprach: „Leget Brod auf!“

Es war ein luxuriöses Mahl, das Joseph zu Ehren seiner Brüder hatte bereiten lassen. Die Ägypter verstanden es, gut zu speisen und liebten den Genuß. Ihr Land hatte Überfluß an Geflügel, das in ungeheurer Zahl gezüchtet wurde, an Fischen und Mastvieh und den edelsten Früchten, und was etwa noch zur Tafel fehlte, wußten sie sich durch ihren Reichtum zu verschaffen. Besonders wurde auf den Wein kein geringes Gewicht gelegt, und Trunkenheit gehörte nicht zu den Seltenheiten in Ägypten. Duftende Blumen streute man in den Saal, und die Gäste erhielten stets frische Blumenkränze auf Schultern und Stirn. Damit aber alle Sinne ihre Reizungen hatten, wurden während des köstlichen Mahles für Auge und Ohr noch Spiel und Tanz geboten.

Joseph hatte für sich niemals an der Unsitte der Ägypter teil genommen, aber heute zur Speisung seiner Brüder entfaltete er einmal allen möglichen Glanz.

Es war in der großen Säulenhalle gedeckt, die nach den Gärten und dem Nil hinblickte. Dort umwehet von kühler, balsamischer Luft, standen die verschiedenen Tische. Joseph in fast königlichen Schmuck gekleidet, speiste allein an einem Tische mit Asnath, seiner holdblühenden Gattin, und seinen beiden schönen Knaben. An einem andern Tische saßen die ägyptischen Beamten des Hauses, und wieder an einem anderen Tische die Brüder. Als Grund dieser Sonderung wird in der Schrift angegeben: „Denn die Ägypter dürfen nicht Brod essen mit den Ebräern, denn es ist ein Greuel vor ihnen.“

In Ägypten herrschte wie auch in Indien eine ererbte strenge Scheidung der einzelnen Stände von einander oder, wie man das nennt, „die Kaste.“ Jeder wurde in eine

solche Kaste hineingeboren und hatte denn auch sein Leben lang darin zu bleiben. So gab es eine Priesterkaste, eine Kriegerkaste, eine Kaste der Ackerbauer, Handwerker und Handelsleute, eine Kaste der Schiffer und Hirten.

Doch war in Ägypten die Scheidung nicht so starr und streng wie in Indien. Es war immerhin ein Übergang in eine andere Kaste möglich oder eine Einfügung in eine höhere Kaste. Die höchste Kaste war die der Priester, in die selbst der König eintreten mußte, sobald er König wurde, in die auch Pharao Joseph, als er ihn mit dem weißen Gewande bekleidete, einfügte.

Neben der Priesterkaste stand fast in gleichem Ansehen die Kriegerkaste. Die andern dagegen gehörten zu den niederen Ständen. Die niedrigste, verachtetste Kaste war die der Hirten. Sie galten sogar für unrein und unehrlich. Josephs Brüder waren aber Viehhirten und darum, wie es heißt, den Ägyptern ein Greuel.

Wir haben hier wieder auf ein Zeichen des hohen, reinen und herrlichen Charakters von Joseph zu achten, der sich fest zeigt der Schwäche menschlicher Eitelkeit gegenüber und sich freihält von allen fremden Vorurteilen. Wenn wir uns dieses Gastmahl, das Joseph in seinem Hause den fremden Viehhirten aus Kanaan gab, in unsere Begriffe übersetzen, dann würde es annähernd vielleicht so sein, als wenn irgend ein hoher Graf und Herr, der mit den höchsten Ehren und Ämtern des Reiches bekleidet ist, sich eine Anzahl anrüchiger Personen wie Bettler und Vagabunden in sein Haus einläd und mit ihnen speist und trinkt. Aber Joseph hat nie nach den staunenden Blicken der Ägypter gefragt und fragt auch heute nicht. Er kümmert sich auch nicht um ihren möglichen Spott oder um die möglichen Schlüsse, die sie aus seinem Benehmen



ziehen. Er folgt einfach seinem frommen kindlichen Sinn und seinem echten und wahren Gefühle.

So empfand er nur das Glück, seine Brüder in seinem eigenen Hause zu bewirten und ihnen den ganzen Glanz zu bieten, den er entfalten konnte. Er hatte sie zu ihrer höchsten Verwunderung vollständig richtig nach ihrem Alter Platz nehmen lassen und versorgte sie, wie noch heute die Fürsten des Orients ihre Gäste ehren, mit leckeren Gerichten von seinem eigenen Tische, wobei Benjamin allerdings den Vorzug genoß. Des Weines wurde dabei so wenig geschonet, daß die Brüder durch den ungewohnten Genuß einigermassen berauscht erschienen.

Doch es sollte ihnen eine böse Ernüchterung werden. Joseph erließ ihnen nicht die Prüfung, die er sich ausgedacht hatte, um festzustellen, ob sie mit der Zeit bessere Brüder und bessere Söhne geworden wären.

Bei aller Freundlichkeit, die Joseph seinen Brüdern erwies, stand noch ein dunkler Schatten zwischen ihnen, der von den Brüdern ausgelöscht werden mußte.

Die Hirten galten, wie schon gesagt, bei den Ägyptern für unehrlich. Es war darum ein Leichtes für Joseph, seinen Brüdern einen Diebstahl anzudichten. Nach seiner Absicht sollte Benjamin desselben beschuldigt werden, damit er sähe, ob die übrige Bruderschar auch diesen Bruder so leicht und schnöder Weise opfern würde, wie sie ihn zur Zeit dahingegeben hatten. Wenn sie es nicht thaten, sollte ihnen um Benjamins willen alles verziehen sein.

Er ließ darum seinen silbernen Mundbecher, nach ägyptischen Begriffen auch der Becher, woraus man wahr- sagt, in den Sack Benjamins stecken, als sie mit ihren fast überreich beladenen Eseln sich auf den Heimweg machten.

Als dann nach einiger Zeit der Haushofmeister, wie

wenn man eben erst zu Hause den Diebstahl entdeckt hätte, den Reisenden nacheilte, saß Joseph in Erwartung der Dinge, die kommen würden, voll großer Aufregung in seiner Halle.

Aber er hatte noch nicht lange gegessen und gewartet, da kamen seine Brüder in furchtbarer Bestürzung daher.

Der Haushofmeister hatte sie auf seinem schnellen Rosse rasch erreicht und hatte unverweilt ihnen die schmählige Beschuldigung eines niederträchtigen Diebstahls an den Kopf geworfen. Die Söhne Jakobs, voll hoher Entrüstung über solche Anklage und im Gefühle der Unschuld, riefen: „Bei welchem der Becher gefunden wird, der sei des Todes. Wir aber wollen deines Herrn Sklaven sein.“

Der Haushofmeister hatte dieses Erbieten insofern angenommen, daß er den als Sklaven annehmen wollte, bei dem der Becher gefunden würde, die übrigen sollten frei ausgehen. Es sollte auf diese Weise den Brüdern Gelegenheit gegeben werden, ihre alte unbrüderliche Gesinnung zu zeigen und sich mit der Hingabe Benjamins aller Unannehmlichkeit zu entziehen.

Aber siehe da, als der Becher sich, wie sich das von selbst verstand, in Benjamins Sack vorfand, da standen die sämtlichen Brüder wie ein Mann da. Als Zeichen der höchsten Trauer zerrissen sie ihre Kleider, wandten ihre Gesel um und stürmten unter Judas Anführung zurück in Josephs Haus.

Sie waren andere geworden. Der Kummer ihres Vaters um Joseph und die Not der Zeiten hatte sie veredelt und gebessert.

Welch ein Unterschied bestand zwischen jener herzlosen Rotte, die für schnödes Geld ihren Bruder, ihres Vaters Liebling in die Fremde verkaufen konnte und zwischen

jenen Männern, die mit ihrem Leben und ihrer Freiheit mutig für den anderen Bruder eintraten!

Welch ein Unterschied war zwischen jenem Judas, der kalthergig den Rath erteilte, Joseph an die Ismaeliten zu verhandeln und zwischen jenem Judas, der in edlem Feuer der Bruder- und Kindesliebe vor Joseph hintrat, und der, als Joseph ihm zumutete, die übrigen sollten ungefährdet hinziehen und Benjamin zurücklassen, ihm im tiefsten Schmerze erklärte: „So ich heim käme zu meinem Vater, und der Knabe wäre nicht mit uns, (weil seine Seele an dieses Seele hängen) so wirds geschehen, wenn er siehet, daß der Knabe nicht da ist, daß er stirbt, so würden wir, deine Knechte, die grauen Haare unseres Vaters in die Grube bringen. Denn ich bin Bürge geworden für den Knaben gegen meinen Vater und sprach, bringe ich dir ihn nicht wieder, so will ich mein lebenslang die Schuld tragen. Darum laß mich hier bleiben als Sklaven an des Knaben statt und den Knaben mit seinen Brüdern hinaufziehen.

Denn wie soll ich hinaufziehen zu meinem Vater, wenn der Knabe nicht mit mir ist? Ich würde den Jammer sehen müssen, der meinem Vater begegnen würde“.

Und nun beginnt einer jener herrlichsten Auftritte, die je gewesen sind, über den die Engel im Himmel sich freuen und über den kein Mensch ohne Rührung hinwegkommen kann. Der tief Gekränkte, der auf das grausamste vom Vater und der Heimat hinweg in die Schmach und in die Fremde Hinausgestoßene, dessen jugendlich weiches und empfindsames Herz fast gebrochen wäre vor Schmerz und Heimweh, verzeiht in der Fülle seiner lange zurückgehaltenen und nun überströmenden Liebe seinen schuldbe-ladenen Brüdern.

Der Strom kann frei sich ergießen, alles was zwischen

ihrem Herzen stand ist durch ihre wunderbare Besserung hinweggenommen. Sie haben ihre Prüfung bestanden.

„Joseph“, heißt es, konnte sich nicht länger halten vor allen, die um ihn her standen, und er rief: „Lasset jedermann von mir hinausgehen.“ Und stand kein Mensch bei ihm, da sich Joseph mit seinen Brüdern bekannte. Er weinte laut, daß es die Ägypter und das Gesinde Pharaos hörten, und sprach zu seinen Brüdern: „Ich bin Joseph. Lebet mein Vater noch?“

Jetzt fiel es wie Schuppen von den Augen der Brüder. Das war es, was stets ihr Herz so eingeengt und ihr Gewissen so unruhig gemacht hatte in seiner Nähe. Sie betrachteten ihn mit dem Entsetzen des Mörders, der den Gemordeten lebend aus dem Grabe steigen sieht, um mit höherer Macht angethan, nun ein furchtbares Gericht zu halten.

„Sie konnten ihm nicht antworten“, heißt es, „so erschrocken sie vor seinem Angesicht.“ Aber Joseph sprach: „Tretet doch her zu mir!“

Aus seinen treuen Augen leuchtete eine solche Zuneigung, und in seiner Stimme zitterte ein so heißes Verlangen nach ihren liebenden Bruderherzen, daß die Brüder zutraulicher wurden und herzutraten.

Und nun redet Joseph mit seinen Brüdern in so liebevoller, zart sinniger Weise, indem er das Böse, was sie ihm angethan hatten, leicht übergehend, vorzüglich auf das Gute hinweist, was durch fürsorgliche Fügung Gottes aus ihrer That entstanden sei, daß ihre starren Herzen wie das Winterfeld im Frühlingssonnenschein durch die Allgewalt seiner Liebe reich werden mußten.

Er sprach: „Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr in Ägypten verkauft habt. Und nun bekümmert euch nicht und denkt nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hierher

verkauft habt; denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt. Denn dies sind zwei Jahre, daß es teuer im Lande ist, und sind noch fünf Jahre, daß kein Pflügen noch Ernten sein wird. Aber Gott hat mich vor euch hergesandt, daß er euch übrig behalte auf Erden und euer Leben errette durch eine große Errettung. Und nun ihr habt mich nicht hergesandt, sondern Gott, der mich Pharao zum Vater gesetzt und zum Herrn über all sein Haus und einen Fürsten in ganz Ägyptenland.

Eilet nun und ziehet hinauf zu meinem Vater und saget ihm: Das läßt dir Joseph, dein Sohn, sagen: „Gott hat mich zum Herrn in ganz Ägypten gesetzt, komm herab zu mir und säume nicht; du sollst im Lande Gosen wohnen und nahe bei mir sein und deine Kinder und Kindeskinde, dein kleines und dein großes Vieh und alles, was du hast.

Siehe eure Augen sehen und die Augen meines Bruders Benjamin, daß ich mündlich mit euch rede. Verkündiget meinem Vater alle meine Herrlichkeit in Ägypten und alles, was ihr gesehen habt; eilet und kommet hernieder mit meinem Vater hierher.“

Jetzt, da er seinem liebenden Herzen in Worten Lust gemacht und die Sehnsucht und den höchsten Wunsch seiner Seele, alle alle, aber zumal den Vater auf immer bei sich zu haben, ausgesprochen hatte, fällt er erst seinem Bruder Benjamin weinend um den Hals und küßet dann alle seine Brüder und weinet über sie.

Jetzt löset sich auch die Zunge der Brüder, die der Zerknirschung ihres Innern Bahn brechen mußte. Anfangs sprachen sie gar schüchtern und verzagt, aber allmählig wurden ihre Stimmen lauter, und ihre Augen glänzten fröhlicher.

Dann öffneten sich auch alle Thüren und Thore. Das ganze Haus sollte teilnehmen an der Freude.

Joseph holte seine holdselige Gattin Asnath und seine Söhne an der Hand herbei, die freudig ihre neuen Verwandten begrüßten, während er selbst, noch Thränen in den Augen, erzählte von dem Glück der Versöhnung und der Seligkeit des Wiederfindens.

### Israel nach Ägypten.

#### VI.

Der alte Vater Jakob saß in banger Sorge daheim. Er fühlte sich so verlassen wie niemals. Als sie alle fortgezogen waren und hatten auch noch den Benjamin mitgenommen, hatte er schwer aufgeseufzt: „Der allmächtige Gott gebe euch Barmherzigkeit vor dem Manne, daß er euch lasse euren anderen Bruder und Benjamin. Ich aber muß sein wie einer, der seiner Kinder gar beraubt ist.“

Ja die Furcht war mächtig in ihm, er werde alle niemals wiedersehen. Die Zeit war schon verstrichen, in der sie hätten zurück sein können. Die Ungeduld des Harrens rieb ihn fast auf. Von morgens bis abends starrte er mit seinen altersschwachen Augen auf den Weg, auf dem sie kommen mußten. Aber Gott wollte nicht neuen Kummer auf das greise Haupt seines Getreuen laden. Nach einem heißen Lebenstage sollten die letzten Stunden vor Sonnenuntergang gerade die lieblichsten und schönsten sein.

Während der Schmerz des Wartens den alten einsamen Mann fast übermannte, bereitete sich ein Glück für ihn vor, an dessen Möglichkeit er im Traume nicht zu denken gewagt hätte. Er sollte nicht bloß alle seine Söhne wiedersehen, sondern selbst den Totgeglaubten, den lange beweinten Liebling seiner Seele, den Erstgeborenen seiner unvergeßlichen Rachel wieder an das Herz drücken.

Siehe da kamen sie, die lange Ersehnten. Er zählte

sie. Es fehlte keiner. Aber den anderen, den Wiedergefundenen, trugen sie auf ihren Lippen heim. Wie aus einem Munde verkündeten sie dem Vater: „Joseph lebt und ist der vornehme, große Herr in Aegypten, den wir so sehr gefürchtet haben.“

Jakob wollte es nicht glauben. Es war ja schier unmöglich. Und doch mußte er es glauben, als er alle die Geschenke sah, mit denen Joseph seine Brüder beschenkt hatte.

Da waren Wagen, wie er sie nie geschaut hatte, da war soviel Silber, wie er nie auf einem Haufen gesehen hatte.

Aber, als er einmal glaubte, da folgte er mit ganzem Herzen der Einladung seines Lieblingssohnes nach Aegypten. Da gingen ihm alle Vorbereitungen zu langsam.

Es war ein langer und reicher Zug, der dort durch die Wüste ging, inmitten desselben Jakob, das greise Familienoberhaupt, umgeben von einer Menge Wagen, worauf die ganze Habe lag, und die Mütter mit ihren Säuglingen saßen, und dem gewaltige Herden folgten, getrieben von den Söhnen und ihren Knechten. Jakobs Familie zählte bei seiner Übersiedelung nach Aegypten siebenzig Personen.

Im Vergleich zu dem großen Reiche und dem reichen Lande, in das sie eingezogen, war es ein geringer, armer Haufe, allein der geringe, arme Haufe sollte einst von großer Bedeutung werden. Freilich ahnten es die nach Aegypten ziehenden Israeliten noch nicht.

Ahnt denn die Quelle den mächtigen Strom, der sich aus ihr bildet und den reichen Segen, den der Strom verbreitet? Und wie konnte diese Familie ahnen, daß sie nach etlichen hundert Jahren als ein Volk ausziehen würde, das nach Millionen zählte, und daß sie in ihrem Schoße die Anfänge des Glaubens festhielten, der nach Jahrtausenden die ganze Menschheit beglücken sollte.



Juda war als Wegweiser und Herold vorausgezogen, um Joseph die Ankunft seines Vaters zu melden. Mit den schnellsten Pferden flog der liebende Sohn dem lang entbehrten Vater entgegen. Es war ein wunderbar ergreifendes Wiedersehen zwischen Joseph und Jakob, von dem es in der Schrift heißt: „Da er ihn sahe, fiel er ihm um seinen Hals und weinte lange an seinem Halse.“ Er war ja so gewaltsam vom Vaterherzen weggerissen worden und hatte so lange nicht dort geruhet. Jetzt wollte er nicht weg. Ach der ganze Schmerz der langen Trennung zog durch seine Brust und die ganze Freude der wiedererlangten Einigung.

Jakob aber, mächtig erfaßt von diesem Wiedersehen, sprach voll andächtigen Gefühles: „Ich will nun gern sterben, nachdem ich dein Angesicht gesehen habe, daß du noch lebest.“

Es war auch ergreifend, als Joseph seine Brüder und seinen Vater dem Pharao zuführte, und der greise Patriarch den König segnete, dafür, daß er seinen Lieblingssohn so hoch erhob, und daß er seiner Familie solch einen herrlichen Wohnsitz angewiesen hatte, und als der fast übermächtige Monarch sein stolzes Haupt vor dem einfachen aber ehrwürdigen Gottesmann beugte.

Jakob und seine Söhne wohnten in den ihm von Joseph zugewiesenen Lande Gosen, nach dem Zeugnis aller alten Schriftsteller der fruchtbarste und schönste Teil von Ägypten, worin sie zu einem großen Volke aufblüheten.

Das Land Gosen lag auch nicht zu weit von Memphis und darum für Joseph bequem, denn es war für sein treffliches Gespann leicht erreichbar.

Joseph hatte sein Ziel erreicht. Wenn er ausruhend in der Halle saß, konnte sein ihn grüßendes Weib keinen Schatten mehr in seinem Gesichte entdecken. Er hatte den Frieden und die Versöhnung gefunden, nach der sein Herz verlangt hatte. Sein Heimweh war gestillt. Er war nicht

mehr allein mit seinem Gottesglauben im fremden heidnischen Lande. Neben ihm beteten sein Vater und seine Brüder zu dem wahrhaftigen Gott.

Er hatte sein Ziel erreicht, aber es war ein schwerer Sieg gewesen, ein Sieg großartigster Treue. Ein Sieg der Treue im Glauben mitten in einem übermächtigen Heidentum, ein Sieg der Treue in der Liebe mitten in der Macht und Herrlichkeit. Joseph ist der größte Held der Treue in der ganzen Menschengeschichte. Darum ist ihm Gott getreu gewesen und hat ihm so viel Glück gegeben.

Für uns Deutsche, die wir ja ganz besonders auf unsere Treue stolz sind, muß aber der Held der Treue vor allem ein Gegenstand der Verehrung sein. Er muß auch besser von uns verstanden werden als sonst irgendwo, und wird noch besser verstanden werden wenn unser Kulturleben, wie es angefangen hat, fortfährt heidnisch zu werden. Dann heißt es auch für uns, Treue zu beweisen. Wir wollen uns dazu aus Josephs Geschichte merken:

Der Nil weder, noch die stets sich verjüngende Natur ist Gott. Sie vergehen vor dem Gluthauch der Zerstörung.

Der Menscheng Geist weder, noch seine Kunst und Wissenschaft ist Gott. Ein armer aus dem Gefängnis geholter Sklave wirft alles darnieder.

Der Reichtum weder, noch seine Macht und Herrlichkeit ist Gott. Denn sie geben keinen Frieden und das Herz verödet.

Nur der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist Gott, nur der, welcher seinen eingeborenen Sohn voller Gnade und Wahrheit gab, ist Gott. Ihm wollen wir dienen, ihm treu sein in allen Nöten und allen Kämpfen.

Wenn alle untreu werden  
So bleib ich Dir doch treu,  
Daß treu wie Josephs Treue  
Auch meine Treue sei.

**Volks- und Jugendbibliothek** von **W. O. von Horn** (W. Dertel). 172 Bändchen, jedes mit 4 Vollbildern.

Orkan auf Kuba. — Erdbeben v. Eissabon. — Brand v. Moskau. — Feldmarschall Derylinger. — Prinz Eugenius. — Feldmarschall Blücher. — Ein Rongo-Neger. — Ein Ostindienfahrer. — Der Herr ist mein Schild. — Zwei Savoyardenbüblein. — Gottfr. Pollmann. — Die Boerenfamilie. — Strandläufer. — Vom Neffen, der seinen Onkel sucht. — B. d. Manne, der uns Amerika gewiesen. — Vergeltung. — Korfarenjagd. — Biberfänger. — Leben d. Kurf. Dorothea u. d. Landgr. Elisabeth. — Die Gemsjäger. — Simon. Lebensgesch. eines Negerknechten. — Die Eroberung v. Algier. — Leben u. Thaten Zethens. — Vormund u. Mündel. — Wie einer ein Walfischfänger wurde. — Von einem, der das Glück gesucht. — Blüchers Schützling. — Belagerung v. Wien. — Lohn einer guten Tat. — Chr. Fürchteg. Gellert. — Der alte Binde. — Vom frischen u. mutigen Seydlitz. — Der Mulatte. — Auf dem Mississippi. — K. Friederichs Kriegsfahrten Anno 1812 u. 1813. — J. Zaf. Astor. — Der Engel der Gefangenen. — Der Schiffsjunge. — Diamantina. — Das Patengeschenk. — James Watt. — George Stephenson. — Der Gaucho. — Der Weiskopf. — Der Domtrabe. — Admiral de Rutter. — H. Konr. Escher v. d. Linth. — Schloß-Nobbele. — Das Thorlackfen. — Gualma, die Peruanerin. — Die Silberflotte. — Zwei Ausbrüche des Vesuv. — Während u. nach der Zerstörung v. Magdeburg. — Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht. — Benjamin Franklin. — Der Leibhusar. — Vier deutsche Heldinnen. — James Cook. — Leben d. weltber. Seefahrers. — Deutsche Treue. — Eroberung v. Mexiko. — Was aus e. armen Hirtenbiblein werden kann. — Eroberung v. Konstantinopel. — Die Pelzjäger. — Die Kaiserin Maria Theresia. — Der alte Fritz. — Die letzte Ghazwah. — Gottes Finger. — Der Lumpensammler v. Paris. — Scharnhorst. — George Washington. — Eine Meuterei im Stillen Meere. — Aus d. Silberminen der Cordillera de los Andes. — Der Dverfeer. — Graf Auget de Montyon. — Ernst d. Fromme, Herzog v. Gotha. — Der Kaffernhäuptling. — Durch die Wüste.

Fortsetzung von D. Schupp: Entstehung des Klosters Arnstein. — Reichsfreiherr v. Stein. — W. O. v. Horn. — Die Pfarrfrau v. Hestrich. — Die beiden Freunde. — Luise, Königin von Preußen. — Der Pfarrer Plebanus v. Niehlen. — Feldmarschall Graf Neithard v. Gneisenau. — Feurige Kohlen. — Im finsternen Tale. — Das Büchlein v. Vater Arndt. — Der Fuhrmannsjunge im Kriege. — Der Städtemeister Kullin Baarpennig. — Brand um Brand. — Friedrich Wilhelm, d. Gr. Kurfürst. — Der Postraub in Würgeß. — Friedrich Wilhelm I., König v. Pr. — Im Eise. — Der Wolkenbruch. — Wilhelm von Oranien. — H. Dertel: Friedrich I., Barbarossa. — Karl der Große. — D. Schupp: Im Busche. — Unter den Falschmünzern. — Am Zambesi. — Der Hegenmüller. — Der blinde Zeuge. — H. Dertel: Kaiser Heinrich I. — Kaiser Otto d. Große. — D. Schupp: Die Eroberung v. Wiesbaden. — Der Labuntzschik. — H. Dertel: Otto II. — Otto III. — D. Schupp: Der Raffendiebstahl. — Die Flüchtlinge im Steintal. — Die Meerlins. — H. Dertel: Friedrich II. — Rudolf v. Habburg. — D. Schupp: Der Fürst u. sein Hofprediger. — Armin Stein (H. Nietschmann): Ein getreuer Knecht. — D. Schupp: Der Stanhub. — H. Dertel: Karl Th. Körner. — Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst. — D. Schupp: Der Onkel in Batavia. — Dudo v. Ribelin. — U. Stein: Unter d. Schirm d. Höchsten. — J. Bonnet: Ein armer Slowak. — H. Dertel: Hans Sachs. — D. Schupp: Die Ehre des Vaters. — Die Brüder. — J. Bonnet: Am doppelten Faden. — Des Feldsherers Wandererschaft. — H. Dertel: Georg v. Frundsberg. — D. Schupp: Auf d. Wacholber. — Joseph in Agypten. — J. Bonnet: Der Einarm. — Die Geschwister. — H. Dertel: William Penn. — D. Schupp: Der Turmbau a. d. Halligen. — Das verlorene Kind. — J. Bonnet: Der Zigeunerbus. — Der Amerikaner. — H. Dertel: Matthias Claudius, der Wandsbeker Note. — D. Schupp: Die Klemenskirche. — Die Rache ist mein. — J. Bonnet: Feldsherers Kriegsglück. — Der Reiskönig. — H. Dertel: William Wilberforce. — D. Schupp: Unter den Menschenfressern von Borneo. — Das Nationaldenkmal a. d. Niederwald. — J. Bonnet: Der Onkel v. Bevey. — Der Gondolier v. Venedig. — D. Schupp: Theobald. — James Garfield. — J. Bonnet: Der Geusenpennig. — Die Chinesenflotte. — D. Schupp: Vom Rhein zur Donau. — J. Bonnet: Aus dem Schiffsbruch gerettet. — Wiedergefunden. — Sohn des Millionärs. — Schupp: Kaiser Wilhelm I. — Bonnet: Adlerhorst. — Noeldchen: Peter Hele. — In Schleswig. — Um Haaresbreite. — Graf York von Wartenburg. — Heinrich: H. K. v. Winterfeldt. — Noeldchen: Straff und schlaff erzogen. — Martin Behaim. — Schwarz u. Weiß. — Frenkel: Herzogin Annemarie und der Dachdecker von Dornburg. — Heinrich: Jacob Keith. — Noeldchen: Der Wahrheit die Ehre. — Kettelbeck. — Frenkel: Wendelin.

Preis jedes Bandes kartoniert 55 Pf., gebunden 85 Pf.